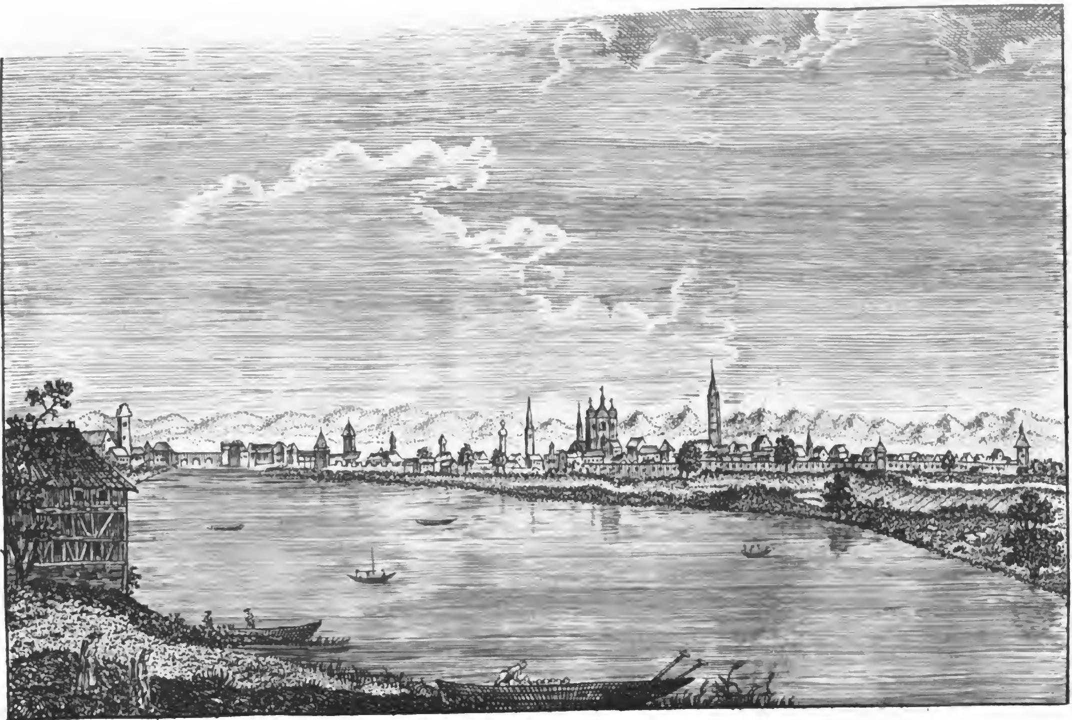
HERDA: ERZÄHLUNGEN UND GEMÄLDE AUS DER DEUTSCHEN...

Joseph Bader, Johann Gottfried ¬von Pahl





Constanz

Herda,

Erzählungen und Gemählde

aus der

teutschen Vorzeit

für

Freunde der vaterländischen Geschichte.

Von

J. G. Pahl.

Vierter Band.

Freyburg,
in der Herderschen Buchhandlung.
1815.

Sr. Excellenz

dem

Freyherrn

Joseph Christoph von Laßberg,

Seiner

Kaiserlichen Majestät des Kaisers von Oesterreich, so wie auch Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden wirklicher Kämmerer, des Malthefer-Ordens Ritter, Sr. Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg Geheimen-Rathe und Landes-Ober-Jägermeister, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften

aus

tiefster Verehrung

gewidmet von

der Verlagshandlung.

Wilhelm von Grumbach.

(Beschluß.)

Der Markgraf hatte unterdessen, unter abwechselndem Glücke, den Krieg in Sachsen und Franken fortgesetzt. Aber die Schlacht bey Schwarzach zertrümmerte seine Macht, und nachdem alle Hoffnung ihm entfallen war, ergriff er, von einer wiederholten Achtserklärung verfolgt, die Flucht, und entwich über den Rhein, um sich in die Arme des Königs von Frankreich zu werfen. Er war durch seine grausame Art, den Krieg zu führen, überall zu verhaßt geworden, als daß seine schriftlichen Werbungen bey dem Kaiser und bey den Ständen etwas Ersprießliches zu seiner Wiederherstellung hätten bewirken können. Ohne Land, ohne Geld und von aller Welt verlassen, nahm er seine Zuflucht zu seinem

Schwager, dem Markgrafen Karl von Baden, nach Pforzheim, um da zu erwarten, was die Stände des teutschen Reiches über ihn beschließen würden. Aber hier übereilte ihn in seinem 35sten Lebensjahre der Tod. (8. Jan. 1557.) Der tübingische Theologe, Doktor Jakob Herbrand, tröstete ihn in seinen letzten Stunden. „Er sterbe — bezeugte er von sich selbst — als ein verjagter Fürst, aber als ein frommer Christ."

Damit war Grumbachen der letzte Strahl der Hoffnung, die er noch immer auf die Hülfe des Markgrafen gesetzt hatte, untergegangen. Um so heftiger kochte in seinem Herzen Haß und Rache gegen den Bischof. Diese Empfindungen brachten ihn zu einem schrecklichen Entschlusse. Sein Feind sollte das Unrecht, das er ihm erwiesen, mit seinem Leben büßen. Er verheimlichte auch nicht, was in seinem Innern vorgieng. „Könnte ich, äußerte er öffentlich, dem Pfaffen das Herz aus dem Leibe kratzen, ich würde es mit Freuden thun." Wiederholt wurde der Bischof vor dem entrüsteten, kecken Manne gewarnt, ohne daß derselbe jedoch Maaßregeln zu seiner Sicherheit getroffen hätte.

In tiefer Stille bereitete Grumbach das Verbrechen. Sein vertrauter Diener Chri-

stoph Krätzer unternahm dessen Ausführung, zu der eine Rotte von vierzehn Reutern und vier Fußknechten gedungen wurde. Eine Summe von 2000 Gulden war der Lohn des Bubenstücks. Einige Bürger in Würzburg, in das Geheimniß eingeweiht, benachrichtigten die Verschwornen, wie das Opfer am sichersten zu erhaschen sey. Man beschloß den Bischof zu überfallen, wenn er, wie er gewohnt war, aus dem Schloße Marienberg in die Kanzley nach der Stadt ritt; auch ward absichtlich die Zeit der frankfurter Messe gewählt, weil in diesen Tagen die bischöflichen Reuter auf dem Geleite abwesend waren: Der 15te April des Jahrs 1558 wurde zur That bestimmt.

Die Mörder hatten sich schon früher in die Stadt begeben, um alles wohl zu erkunden. Da sie sich als Kaufleute ankündigten, und in verschiedenen Gasthöfen einkehrten, erregte ihre Erscheinung keine Aufmerksamkeit. Auch die Wache unter einem Thore ward von ihnen gewonnen. Alles schickte sich an, daß das Verbrechen gelang. Der Bischof war an dem besagten Tage in die Kanzley herunter gekommen. Jenseits der Maynbrücke versammelten sich die Verschwornen, um auf ihn zu lauern. Auch

hier verbargen sie listig ihren Anschlag, indem sie sich aus einem Wirthshause Wein herausgeben ließen, und auf den Pferden sitzend, in Fröhlichkeit zechten. Zwischen neun und zehn Uhr Vormittags kam der Bischof, langsam einherreitend, und von einem kleinen Gefolge begleitet, die Brücke herüber. Er schien beym Anblick der fremden, lermenden Reuter betroffen, doch setzte er seinen Weg fort. Nun springt Christoph Krätzer dicht an ihm vorüber, zieht eine Büchse unter seinem Mantel hervor, setzt sie dem Bischofe auf die Brust, und unter dem Gebrülle: „Pfaff! du mußt sterben!“ dringt die Kugel in seine Brust. Noch hielt der Mörder sein Werk nicht für vollendet. Er giebt dem Verwundeten mit dem Gewehre einige Schläge auf den Kopf, und ruft seinen Gesellen zu: „Mordet, mordet alle!“ diese fallen über die Begleiter des Bischofs her. Mehrere von ihnen werden verwundet, die andern ergreifen die Flucht. Ungehindert entwichen die Mörder aus der von Schrecken und Bestürzung erfüllten Stadt.

Sein Pferd war mit dem Bischofe, in der Richtung gegen die Burg, fortgeeilt. Aber an den Weinbergen sank er zur Erde, und gab seinen Geist auf. Vier Stunden nach der That

starb der Kämmerer Jakob Fuchs an seinen Wunden. Am folgenden Tage verschied auch noch der Amtmann von Ipphofen, Wolf Karl von Wenkheim. Noch drey adeliche Jünglinge hatten Schüsse erhalten, die aber nicht tödtlich waren. Auf den ersten Lermen kam der bischöfliche Rath, Johann Zobel von Gibelstadt, mit einigen bewaffneten Knechten herbey, und jagte den Mördern nach. Es glückte ihm auch sie zu ereilen. Aber von ihnen übermannt, warfen sie ihn nieder, beraubten ihn seiner Pferde, seiner Waffen und seines Geschmeides, und da sie ihn, wegen seiner schweren Verwundung, nicht mit fort bringen konnten, zwangen sie ihn zu schwören, daß er ihnen, wo sie es verlangen würden, gewärtig seyn wolle.

Die Kunde von diesem Verbrechen lief schnell durch ganz Teutschland, und überall verbreitete sich mit ihr der Verdacht, daß Grumbach der Anstifter desselben seyn dürfte. Die Thäter aber zerstreuten sich, und niemand vermochte eine Spur von ihnen zu entdecken. Doch bald fiel der Argwohn, unter Umständen, die alle Zweifel zu entfernen schienen, auf Christoph Krätzern, und man war auch nach langem Nachforschen so glücklich, ihn auf einem Schaumburgischen

Schlosse *) zu verhaften. Als er aber von da nach Würzburg geführt werden sollte, endigte er auf der Reise, während seine Wächter schliefen, in der Verzweiflung sein Leben, indem er sich erhieng. Zuvor noch hatte er die Namen seiner Spießgesellen angegeben.

Sogleich nach des Bischofs Ermordung begab sich Grumbach nach Frankreich und warb daselbst Kriegsvolk, um sein Recht gegen das Stift Würzburg geltend zu machen. Schon war er mit den Seinen bis nach Lothringen heran gezogen, als die Kurfürsten am Rhein ihn ermahnten: „er möchte Reuter und Knechte auseinander gehen lassen; sie wollten bey Friedrichen von Wirsberg, dem neuen Bischofe, ihn vertreten.“ Das ließ sich Grumbach gefallen. Auch erschien er im folgenden Jahre, nachdem er sicheres Geleit erhalten, auf dem Reichstage zu Augspurg, um gütlich oder rechtlich seine Sache zu erledigen. Kein Beweis für seinen Antheil an Melchiors Er-

*) „In arce Schaumburgica“ sagt, ohne nähere Bestimmung, Lundorp in seiner Fortsetzung von Sleidans Kommentarien, I. Bd. S. 40. Auch giebt er die Lage des „Kugelsbach“ nicht an, wo sich, wie er bemerkt, Krätzer lange verborgen gehalten hatte.

mordung lag am Tage, und manche Stände glaubten die Ruhe des Reichs zu sichern, indem sie zum Frieden riethen. Daher drangen nicht nur die Bevollmächtigten vieler Fürsten und Städte, sondern selbst auch die Kommissarien des Kaisers darauf, man sollte diesem Handel endlich ein Ende machen. Aber die Würzburger Gesandten blieben unerbittlich. „Mit einem Mann wie Grumbach, finde keine Uebereinkunft statt. Es sey ein Beweis der schlechten Reichspolizey, daß man ihn, den Fürstenmörder, nur irgend in Teutschland dulde.“ Auch die Verwendung des Königs von Frankreich, und wiederholte Ermahnungen des Kaisers und der Kurfürsten bewirkten nichts ersprießliches. Deßgleichen wurde Grumbachs Anerbieten, die Sache durch rechtlichen Ausspruch zu entscheiden, in Würzburg standhaft abgewiesen.

Da Grumbach auf solche Weise alle Versuche, um auf dem Wege der Unterhanlung zu dem Seinen zu gelangen, vereitelt sah, so beschloß er, nach alter teutscher Ritterweise das Mittel der Selbsthülfe zu ergreifen, und mit den Waffen zu erkämpfen, was ihm die Fürsprache so vieler Fürsten, und das Ansehen der

Gesetze nicht zu verschaffen vermochte. Er war in dem Dienste des Markgrafen Albrecht mit vielen Abentheuern in Verbindung gekommen, die, gewöhnt sich vom Stegreif zu nähren, ihren Arm jedem darboten, der ihnen Sold und Beute verhieß. Er eröffnete unter diesen in aller Stille seine Werbung, und es fanden sich der rüstigen Gesellen genug zu seinem Dienste bereit. Zugleich wandte er sich an die Herren von der Ritterschaft in Franken und in den angränzenden Ländern, bewies ihnen, daß seine Sache die ihrige sey, und jeden Edeln aufforderte, auf die Behauptung seines Rechts und seines Besitzthums zu achten, und ermahnte sie, sich mit ihm zu verbinden. Auch hier war seine Werbung nicht vergeblich; mehrere der Ritter versprachen ihm, daß sie auf seinen Ruf ihm mit Pferden und Knechten zuziehen werden; namentlich erboten sich Wilhelm von Stein, Albrecht von Rosenberg, Ernst von Mandelslohe und Jobst von Zedwitz alles für ihn und mit ihm zu wagen. So verschafte er sich einen Haufen von 600 Reisigen und eben so viel Fußknechten, und nachdem er sie auf dem Koburgischen Gebiete um sich versammelt hatte, brach er plötzlich mit ihnen auf, und erschien frühe vor Tagsanbruch vor

den Mauern von Würzburg. Das Fischerthor wird mit Gewalt erbrochen; der Haufen stürmt in die Stadt und besetzt die Hauptplätze; die Bürger werden durch einen Herold gewarnt, ihre Häuser nicht zu verlassen; zwölfe von ihnen, die dem ungeachtet auf den Straßen erschienen, büßen ihren Vorwitz mit dem Tode; die sämmtlichen Thore der Stadt werden mit Wachen verwahrt; im allgemeinen Schrecken gedenkt niemand an Gegenwehr; die bekannten Widersacher Grumbachs verbergen sich oder ergreifen die Flucht.

Der Ritter forderte hierauf den Bürgermeister Eck und die übrigen Vorsteher der Stadt vor sich. „Seit eilf Jahren, erklärte er ihnen, sey er, wider Gott, Ehre und Billigkeit von seinem väterlichen Gütern vertrieben, weil er dem frommen Markgrafen Albrecht gedient. Täglich trachtete man ihm und den Seinen nach Leben, Ehre, Gut und Blut; wie man sich denn nicht gescheut, ehrliche Leute zu viertheilen, und sogar mit Gift zu verfolgen. Gott und das Glück habe ihm die Stadt in seine Gewalt gegeben. Es ergehe deßhalb sein ernstlicher Befehl, daß ihm die Schlüssel der Thore überantwortet, und alle Waffen ausgeliefert würden. Auch soll-

ten sie ihm schwören, daß sie getreulich die Personen anzeigen wollten, die sich auf dem Schlosse befinden. Im Falle der Weigerung werde die Stadt geplündert und verbrannt, auch Jung und Alt ermordet werden." Man bediente sich verschiedener Ausflüchte, machte dringende Vorstellungen, und gab besonders zu bedenken, daß man den Eid nicht brechen könne, mit dem man dem Bischofe verpflichtet wäre. Aber rund und entscheidend erklärte sich Grumbach: „Acht und zwanzig Stunden sitzen nun meine Reisige zu Pferde. Werden sie absteigen, so ist es nicht mehr in meiner Macht, euerm Untergange zu wehren." Darauf willigten die Stellvertreter der Stadt, in ihrer Angst, in das Verlangen des Ritters. Der Eid wurde geleistet und die Waffen abgegeben, mit welchen sich die Grumbachischen, die zum Theile ohne Wehr angekommen waren, versahen.

Die Horde vertheilte sich nun in die Quartiere der Stadt, und entschädigte sich im Saus und Braus für die Anstrengungen des mühsamen Zuges. Die Bürger wurden gezwungen, das kostbarste aufzutischen, was sie hatten; und trotz der feyerlichen Zusage war kein Eigenthum sicher. Die Zimmer des fürstlichen Hofes wurden

erbrochen, die Gelder hinweg genommen und die Briefschaften zerstreut. Die Anführer raubten in den Häusern der Vornehmen, was ihnen gefiel, und erklärten alles, was die Entflohenen hinterlassen hatten, für ihre Beute. Am wildesten wurde in den Klöstern und in den Häusern der Geistlichen gewirthschaftet; man marterte sogar die Haushälterinnen der letztern, um ihnen Geständnisse von den Ausschweifungen ihrer Herren abzuzwingen. So ward viel Unfug getrieben; doch steuerte der Ritter demselben wenigstens zum Theil, indem er einen Galgen vor seiner Wohnung aufrichten ließ, an den er jeden, der künftig Räubereyen begehen würde, zu hängen drohte.

Mittlerweile hörte er nicht auf, auf den Abschluß eines verbindlichen Vertrages zu dringen, durch den ihm und seinen Genossen vollkommene Genugthuung verschafft werden sollte. „Kaiser und Reich, sagte er dem versammelten Rathe und den anwesenden Domherren, achten nicht auf seine gerechten Klagen, und leisten ihm zum Wiedererwerb des Seinigen keine Hülfe. Deßhalb sey er ausgezogen, sich selbst Recht zu verschaffen. Mit Feuer und Schwerdt werde er alles verheeren, wenn man seinem billigen Be-

gehren nicht Genüge leiste. Er liebe sein Vaterland und sey ein Christ, auch bediene er sich ungerne der Gewalt gegen seine Feinde. Aber wenn man sich nicht mit ihm vergleiche, dann müße er seine Drohungen erfüllen." Die Herren von Würzburg beriefen sich darauf, daß sie keine Befugniß haben, im Namen des Bischofs zu handeln, der ohnehin abwesend war, und seine Zuflucht zu den Nürnbergern genommen hatte. Auch sein Statthalter und seine Räthe, die sich auf das Schloß gerettet hatten, ließen herunter sagen, sie müßten alle Anträge erst an ihren Herrn gelangen lassen, dessen Aufenthalt ihnen noch dazu unbekannt wäre. Aber Grumbachen war mit Zögerungen nicht gedient. Die Stadt fieng an, sich von dem ersten Schrecken zu erholen; die Bürger bemerkten die Schwäche des Feindes, in dessen Gewalt sie sich durch blose Ueberraschung ergeben hatten; zugleich vermehrte sich in jeder Nacht die Besatzung auf dem Schlosse, durch das Landvolk, das man herbey zog. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, sollte der so glücklich erlangte Vortheil nicht wieder vereitelt werden. Darum bestand Grumbach auf der schleunigen Vollziehung seines Willens. „Ich schwöre, sprach er, bey dem Allmächtigen, daß ich kein Gefallen habe

an diesem Unfuge; aber wir, ich und meine Kriegsgesellen, sind Beraubte und Bettler, die nichts mehr haben, als eine Hand voll Blutes im Busen, und auch das wollen wir noch an den Wiedererwerb unsres Eigenthums setzen.“ Zugleich wiederholte er die alte Drohung, daß er die Stadt und das Hochstift in eine Wüste verwandeln werde. Auch zog er ein Buch hervor. „In demselben, versicherte er, seyen die Schandthaten des Bischofs und seiner Geistlichkeit aufgezeichnet, und das wolle er im Drucke der Welt vorlegen.“ Das Kriegsvolk lief zusammen. Man brachte Brandzeug herbey. Der Untergang der Stadt und ihrer Bewohner schien unvermeidlich. Da kam, von der geängsteten Bürgerschaft herbey gerufen, nachdem er sicheres Geleit erhalten hatte, der Statthalter von dem Schlosse herunter, und empfieng, am fünften Tage nach dem Ueberfalle, in der Form eines durch gegenseitige Uebereinkunft gefaßten Vertrags, das Gesetz des stolzen Eroberers. „Es „sollten diesem seine väterlichen und angeerbten „Güter zurück gegeben werden. Ueber seine „sonstigen Ansprüche an das Hochstift mögen, „als unpartheyische Richter, der Kurfürst Da„niel von Maynz, der Herzog Johann „Friedrich von Sachsen, und der Land-

„graf Philipp von Hessen erkennen. Ernst „von Mandelslohe und Wilhelm von „Stein werden jener mit 6000 dieser mit „10,000 Thaler für den Schaden, der ihnen „im markgräflichen Kriege von den Würzburgern „zugefügt worden, befriedigt; auch erhalte der „letztre zur Wiederherstellung seiner Burg Breit- „bach das erforderliche Bauholz. Der Ermor- „dung des Bischofs Melchior soll nicht mehr „gedacht, und keine weitere Untersuchung über „die Mitschuldigen der That angestellt werden. „Die am Kammergerichte und an dem Lehnhofe „gegen Grumbachen anhängigen Rechtssachen „werden niedergeschlagen. Richard von „Keeren, — der auf dem Zuge nach Würz- „burg gefangen worden — komme auf freyen „Fuß, jedoch nach bezahlter Ranzion an Just „von Zedwitz, der Bischof vertrete Grum- „bachen und seine Genossen vor dem Kaiser, „dem Kammergericht und sonst überall, auf daß „diese Uebereinkunft in ihrer Kraft und Gültig- „keit erhalten werde.“ Acht Ritter siegelten im Namen des Bischofs die Artikel; im Namen Grumbachs that dasselbe Ernst von Man- delslohe und Wilhelm von Stein. Un- gern sah das Kriegsvolk dieß baldige Ende des freyen Lebens in Würzburg. Auch mehrere

der edeln Gesellen Grumbachs waren mit dem Innhalte des Vertrags unzufrieden. „Laßt, riefen sie bey der Auswechslung der Akte, laßt den Pfaffen ihre Briefe! Es ist doch nichts als Betrug. Wir wollen die Sache ausmachen!“ Das war ein prophetisches Wort; aber Grumbach blieb auf seinem Sinne. Der Rath und die Bürgerschaft wurden des geleisteten Eides entlassen, die Thorschlüssel, so wie die ausgelieferten Waffen zurück gegeben, und die Stadt geräumt. Das Kriegsvolk erhielt, nachdem ihm von der erhobenen Brandschatzung sein Sold bezahlt worden, seinen Abschied. Grumbach zog sich auf seine Burg Hellingen zurück, und genoß hier seines Sieges in Sicherheit. Denn auch der Bischof hatte dem Würzburger Vertrage seine Bestätigung noch ertheilt.

Unterdessen lief das Geschrey von dem, was sich in Franken begeben hatte, durch ganz Teutschland, und allenthalten erregte die Sache das größte Aufsehen. Es fehlte nicht an Menschen, welche Grumbachs Kühnheit und ritterlichen Sinn bewundernd priesen, und den geistlichen Herrn zu Würzburg die Schmach und den Verlust, die er ihnen zugefügt, herzlich gönnten. Die Mehrheit dagegen sah mit Ent-

setzen und Abscheu diese kecke Stöhrung der öffentlichen Ruhe, und hatte nicht geringe Besorgnisse für Teutschlands Wohl, wenn man dieselbe ungerächt lassen wollte. Auch ward am Hofe des Kaisers Ferdinand wohl begriffen, was aus dem Ansehen des Reichsoberhaupts und der Verfassung werden müßte, wenn dem Einzelnen ein solcher Trotz gegen die Gesetze übersehen würde. Ueberdieß erhuben sich die Würzburger in dem Augenblicke wieder, in dem ihnen ihr Feind, nach Beurlaubung seiner Knechte, nicht mehr gefährlich schien, und dringend rief der Bischof das Kammergericht auf, daß es über diesen Landfriedensstöhrer, Fürstenmörder und Mordbrenner, der bey Ueberrumplung der Stadt Würzburg viele unschuldige Bürger getödtet, Kirchen und Klöster geplündert, Brandschatzungen erzwungen, und unsäglichen Unfug getrieben, erkennen möchte. Diese Beschwerden bewirkten auch sogleich einen kaiserlichen Spruch, vermöge dessen Grambach und seine Helfer in des Reichs Acht und Aberacht erklärt, und der Würzburger Vertrag, als durch Gewalt erzwungen, gänzlich vernichtet wurde. Zugleich ward eine Kommission niedergesetzt, um die erkannte Acht zu vollziehen.

Grumbach ließ eine Rechtfertigung seiner Sache und seines Verfahrens an diese Behörde

gelangen. Ganz Teutschland, versicherte er, wisse, wie viel Mühe er sich gegeben habe, auf dem friedlichen Wege zu seinem Rechte zu gelangen; aber seine Feinde haben alle seine Anträge zurück gewiesen, wie sich denn die würzburger Geistlichkeit eidlich verpflichtet habe, nie eine Versöhnung mit ihm einzugehen. So sey er denn durch die äußerste Noth und durch die Verkehrtheit seiner Widersacher gezwungen worden, zur Wiedererlangung seines Eigenthums gerechte Waffen zu ergreifen. Ohnehin sey es nach dem natürlichen Rechte erlaubt, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Die über ihn ergangene Acht habe keine gesetzliche Kraft, da sie der Kaiser, außer den Gränzen des Reichs, in Ungarn unterzeichnet, und ohne Rücksprache mit den Kurfürsten erkannt habe. Er bitte deßhalb inständig, daß die Kommission die Achtserklärung vernichten, den würzburger Vertrag aber in seinem ganzen Umfange bestätigen möchte. — Dagegen erhub der Bischof seine alten Vorwürfe. „Der Vertrag sey gewaltsam erzwungen, also seiner Natur nach unverbindlich. Man habe Grumbachen seine Güter mit Recht entzogen, weil er einer von den vornehmsten Verwüstern von Franken gewesen.

Seine frühern Verbrechen habe er durch neue und größere gehäuft. Auf dem Tage zu Augspurg sey ihm die Wiederherstellung in den vorigen Stand unter der Bedingung zugesichert worden, daß er sich wegen des ihm zur Last gelegten Antheils an Melchiors Ermordung reinige, diese Bedingung habe er aber nie erfüllt. Die Vorenthaltung seiner Güter sey deßhalb in Gemäßheit eines Reichsgesetzes geschehen, so wie die Waffen gerecht seyen, die man gegen einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe führe. Was Grumbach gegen die gesetzliche Form seiner Achtserklärung einwende, sey thöricht. Ob denn ein Regent — der das lebendige Gesetz sey — um einen Mörder und Räuber zu bestrafen, erst der Zustimmung seiner Stände bedürfe? Man bitte und hoffe deßhalb dieser Verletzer des Landfriedens werde, sammt seinen Helfern, nach Verdienst bestraft, und damit der Ruhestand in den teutschen Gauen wieder hergestellt und gesichert werden." — Die bischöfliche Vorstellung that die erwartete Wirkung. Nicht nur blieb es bey der kaiserlichen Entscheidung; es wurde zugleich verfügt, daß zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit 1500 Reisige geworben, und auf gemeine Kosten des Reichs erhalten werden sollten.

Nie stunden die Angelegenheiten Grumbachs bedenklicher, als in diesem Augenblicke. Aber indem er aller Hülfe entblößt schien, fand er einen Beschützer an dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, um dessen Gunst er lange zuvor schon, mit immer mehr gelingendem Erfolge, geworben hatte. Dieser junge Fürst war ein Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich, dem sein Zeitalter den Beynamen des Großmüthigen gegeben, der aber durch sein Unglück nicht minder berühmt geworden ist, als durch seine Tugenden. Er hatte es in Verbindung mit den übrigen Genossen des schmalkaldischen Bundes unternommen, die Rechte der teutschen Stände und die Freyheit der Gewissen gegen die Macht Karls V. zu verfechten; aber er büßte seinen Trotz gegen den Kaiser mit dem Verluste seiner Freyheit, seiner Würde und seiner Länder. Zwar wurden ihm durch die wittenberger Kapitulation (1547.) ansehnliche Besitzungen im südlichen Thüringen wieder zurück gegeben, denen der naumburger Vertrag (1554.) noch Altenburg und einige andere Aemter hinzu fügte; aber die Kur kam nicht mehr wieder; es blieb im Gegentheile der treulose Vetter Moritz in ihrem Besitze, so wie er auch die alten

Stammlande behauptete, die ihr anhiengen. Diesen Verlust konnte der jüngere Johann Friedrich nicht verschmerzen; mit Entrüstung sah er die verhaßten Meißner im Genusse des Glücks und der Würde, die seinem Vater gewaltthätiger und verrätherischer Weise waren entrissen worden; Tag und Nacht brütete sein eitles Gemüth über Entwürfen, wie das Verlohrne wieder zu gewinnen, und die erlittenen Unbilden zu rächen seyen; und da er eines über die maaßen beschränkten Geistes war, so nahm er alle Plane, die ihm zur Verwirklichung seiner fixen Idee vorgelegt wurden, mit der hoffnungsvollsten Zuversicht auf. Es konnte Grumbachen, bey seiner Beredtsamkeit, bey seiner Gewandtheit in Unterhandlungen, und bey der von seiner Klugheit herrschenden Meynung nicht schwer werden, den Herzog in sein Interesse zu ziehen; zumal da der letztre in dem Ritter einen Genossen seines Unglücks sah, der eben so wie er, durch ungerechte Gewalt litte, und umsonst seine Stimme erhub, um den Richter an seine Pflicht gegen die unterdrückte Unschuld zu erinnern. Und wie hätte der arglose Fürst ihm widerstehen können, indem er ihn versicherte: „ganz Teutschland sey empört durch das Unrecht, „das dem Hause des Herzogs durch den Ver-

„lust der Kur und so mancher schöner altväter„lichen Besitzungen erwiesen worden. Ihm wie„der zu dem Entfremdeten zu verhelfen, dazu „seyen alle protestantischen Stände bereit. Auch „der König von Frankreich werde nicht säumen, „ihn zu unterstützen. Und die gesammte Reichs„ritterschaft warte nur auf einen Wink, um für „die gerechte Sache ihr Schwerdt zu ziehen. „Mit der Entschlossenheit und der Ausdauer „seines glorreichen Vaters könne Johann „Friedrich seinen Triumph über seine Feinde „noch mehr verherrlichen. Denn bereits sey „die Mehrzahl der protestantischen Fürsten und „Stände darüber mit einander überein, daß sie „ihn in dem Augenblicke, in dem er das Kur„fürstenthum wieder eingenommen haben würde, „auf freyem Felde zum Kaiser ausrufen wollten.“ Wie das alles dem leidenschaftlichen Gemüthe des Herzogs einleuchtete! Auch fand sein Aberglauben die Bestätigung der Reden des Ritters in den Sternen. Dazu gefielen diese Träume seinem vertrauten Rathe, dem Kanzler Brück, dem in der Erhöhung seines Herrn treffliche Aussichten für seinen unersättlichen Ehrgeiz aufgiengen. Der Herzog verlieh dem geächteten Ritter öffentlich seinen Schutz, und schickte Gesandte an den kaiserlichen Hof und auf die

Reichsversammlung nach Augspurg, um für ihn zu sprechen und zu handeln.

Dem Kurfürsten August von Sachsen blieben die Anschläge, mit denen man sich in Gotha beschäftigte, nicht verborgen. Es gieng sogar das Gerücht, daß Grumbach Meuchelmörder gedungen habe, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten, das er früher dem Bischof Melchior bereitet hatte. Aber es lag nicht in dem Charakter des Kurfürsten, der durch edle Bestrebungen und weise Landesverwaltung unter den Regenten seines Jahrhunderts herrlich hervor glänzt, seinem irre geleiteten Vetter durch gewaltsame Maaßregeln entgegen zu wirken. Er beschränkte sich deßhalb darauf, die erforderlichen Vorsichtsanstalten zu treffen, und zugleich das Oberhaupt und die Glieder des teutschen Reiches zu erinnern, wie dringend die Umstände zur sorgsamen Verwahrung der innern Ruhe des Vaterlands auffordern. Indessen war die gothaer Sache ein Gegenstand lebhafter Berathschlagungen auf dem Reichstage zu Augspurg geworden. Erst warnte der Kaiser den Herzog vor der Gefahr, in die er sich zu stürzen im Begriffe war, und machte ihn auf die Folgen aufmerksam, die aus seiner Hingebung an

Grumbachen hervor gehen konnten. Es ordnete dann der Reichstag eine Gesandtschaft an ihn ab, die ihn, bey Strafe der Acht, aufforderte, sich des Ritters und seiner Gesellen zu entschlagen, und sie ihrem Richter auszuliefern. Eben so dringende Ermahnungen ließ sein Schwiegervater, der Kurfürst von der Pfalz, so wie mehrere andere Fürsten, an ihn gelangen. Auch der Kurfürst August that ihm in freundlichen Worten dar, was zu seinem Frieden diente. Wiederholte geschärfte Befehle des Kaisers erinnerten ihn an seine Pflicht.

Aber jemehr der Eifer für die Erhaltung des teutschen Ruhestandes und das Wohlwollen für den Herzog und sein Haus sich anstrengten, den letztern von seiner Verirrung zurück zu führen, desto auffallender erwies sich seine Thorheit und sein Trotz. Statt durch die Hinwegschaffung der Aechter den kaiserlichen Verordnungen Folge zu leisten, ernannte er Grumbachen zu seinem Minister, und erklärte öffentlich, daß er ihm seinen Schutz gegen seine Feinde und gegen seine ungerechten Richter angedeihen lasse. Es zogen sich in Gotha, aus allen teutschen Ländern, Abentheurer von edelm und gemeinem Stande und flüchtige Verbrecher zusammen, um

in der Fehde, zu der man sich bereitete, ihr Glück zu machen. Auf der über der Stadt liegenden Burg Grimmenstein, der Residenz des Herzogs, sah man Versammlungen und Anstalten, welche nichts weniger als friedliche Absichten andeuteten. Dem Kurfürsten August wurden durch Wort und That die größten Beleidigungen bewiesen. Es streiften sogar bewaffnete Parthieen, die von Gotha ausgegangen waren, in seinen Landen. Der Herzog nannte sich in öffentlichen Schriften einen „gebornen Kurfürsten von Sachsen.“ — Bis zu einem so hohen Grad von Ungelehrigkeit konnte aber nur ein Mann von Johann Friedrichs Schwäche bethört werden. Seine Umgebungen hörten auch nicht auf, ihn mit Hoffnungen zu täuschen, die seiner Eitelkeit schmeichelten, und ihm Träume einzubilden, die seinen Wünschen zusagten. Sie benützten besonders auch seinen Glauben an geheime Künste, um seine Verblindung immer unheilbarer zu machen. Das Werkzeug, dessen sich Grumbach hierzu bediente, war ein Betrüger Namens Tausendschön, der die Gabe besaß, in die Zukunft zu sehen, und mit den Geistern zu sprechen. Derselbe zeigte einst dem Herzoge in einem Kristall nicht nur den verlohrnen Kurhut, sondern auch die Symbole der kai-

serlichen Würde, mit der Versicherung, daß das Schicksal diese Kleinode ihm zugedacht habe. Wie konnte er, nach einem solchen Blick in das Dunkel der Zukunft noch an dem Gelingen seiner Anschläge zweifeln?

Der Kaiser machte noch einen Versuch, den starren Willen des Herzogs zu brechen. Er erließ ein Reskript nach Gotha, worin er im ernsthaftesten Tone und unter den höchsten Bedrohungen ihn aufforderte, den Verordnungen des Reichs Folge zu leisten, und ihm bezeugte, wie nun seine Geduld erschöpft sey. Aber es giengen vier Monate dahin, ohne daß der Bedrohte einen Schritt gemacht hätte, um das gegen ihn heran ziehende Gewitter zu beschwören. Im Gegentheile setzte er thätiger und öffentlicher seine Rüstungen fort, vermehrte seine Kriegsmacht, befestigte den Grimmenstein und die Stadt, und handelte mit der fränkischen Ritterschaft, um sich ihrer Hülfe zu versichern. Da erschien am 23. Dezember des Jahrs fünfzehn hundert sechs und sechzig ein kaiserlicher Herold in Gotha, der dem Herzoge die Erklärung überbrachte, daß er, sammt seinem ganzen Anhange in des Reichs Acht und Aberacht erklärt sey. Diesem Herolde folgte ein Bote

des Kurfürsten August nach, mit der Verkündigung, daß dem letzten die Vollziehung der erkannten Acht aufgetragen sey. Noch konnte Johann Friedrich, wenn er sich der Gnade des Kaisers ergab, sich und seine Lande retten. Aber er vernahm mit kalter Gleichgültigkeit und den Worten seiner Verführer trauend, die Stimme der Entscheidung, und erwiederte dieselbe mit Berufung auf seine gute Sache, und mit bittern Bemerkungen über den Kurfürsten. Auch beschenkte er die Herolde, wie es die Sitte seiner Zeit wollte, den kaiserlichen mit fünfzig und den sächsischen mit zwanzig neu gemünzten Gulden.

Der Kurfürst säumte nicht, nach den an ihn ergangenen reichsoberhauptlichen Befehlen, zur vollziehung der Acht zu schreiten. Schon den folgenden Tag, nachdem sein Ab agebrief übergeben war, erschien eine Schwadron Reuter und eine Fahne Fußknechte in der Nähe von Gotha. Dieß war aber nur der Vortrab seiner Hauptmacht, die sich in der Mitte des Januars bis auf 18000 Mann vermehrte. Mit nicht geringerer Thätigkeit wurden die Anstalten zur Gegenwehr betrieben. Grumbach, trotz seines hohen Alters rüstig und kühn, wie ein Jüngling, war mit Rath und That überall zugegen, wo-

bey der Obrist v. Brandenstein mit Muth und Eifer ihn unterstützte. Es wurde die Gothaische Ritterschaft so wie das Landvolk aufgerufen, wohlgerüstet zu erscheinen. Es zogen auch von dem letztern dreytausend Mann der Stadt zu Hülfe; von den Rittern aber fanden sich etwa nur zwanzig Individuen ein; der Sache mißtrauend, für die sie streiten sollten, hatten sie von ihrem Ungehorsam um so weniger zu besorgen, da die sämmtlichen gothaischen Unterthanen durch den Reichsherold ihrer Pflichten gegen den geächteten Herzog entlassen worden waren. Auch die Bürger mußten sich bequemen, die Waffen zur Vertheidigung der Stadt zu ergreifen. Zugleich traf man die sonstigen Anstalten zu einer standhaften Vertheidigung. Man brachte alle Vorräthe von Lebensmitteln und eine Menge Vieh von den benachbarten Dörfern herbey. Das Getraide, das Geld und das Silberwerk der Bürgerschaft wurde in Requisition gesetzt. Sämmtliche Inwohner arbeiteten Tag und Nacht an der Verstärkung der Festungswerke. Aber es fand sich unter der Besatzung wenig guter Wille. Das Volk mußte begreifen, daß es blos für das Interesse der Verbrecher aufgeopfert werde, die das Herz seines Regenten in der Hand hatten. Zwar versäumte man nicht,

es durch die Vorspieglungen zu bearbeiten, daß der Kurfürst der angreifende Theil sey, und daß er das Land in der Absicht mit Krieg überzogen habe, um den Herzog von dem Seinen zu verjagen, und dann die katholische Religion gewaltsam einzuführen. Man bewirkte auch durch diese Künste so viel, daß sich die Landleute eidlich zu einem zwey monatlichen Dienste verpflichten ließen. Um deßwillen hörte aber das Murren nicht auf, zumal da die Opfer so groß waren, die man von den Vertheidigern der Stadt für eine so verdächtige Sache forderte. Da die Belagerung mitten im Winter begonnen hatte, so fand das kurfürstliche Volk in seinen Operationen viele Schwierigkeiten, und es giengen acht Wochen dahin, ehe ernsthafte Angriffe auf die Belagerten gemacht werden konnten. Während dieser Zeit ermüdeten aber auch die letztern immer mehr unter ihren Anstrengungen und Drangsalen. Die Stimme des Mißvergnügens wurde täglich lauter und drohender. Man begriff, daß Grumbach und seine Genossen sich nur noch hielten, um den Tag der Rache, die über sie beschlossen war, hinaus zu schieben. Es erfolgten wiederholte Aufforderungen von Seiten des Kurfürsten, worinn die Besatzung ermahnt wurde, die schlechte Sache zu verlassen, der

man sie dienstbar machte. Der gesammte Adel flehte den Herzog an, itzt, wo es noch Zeit sey, seinem gänzlichen Verderben, so wie dem Verderben des Landes zuvor zu kommen. Auch mehrere von seinen Räthen machten ihm die dringendsten Vorstellungen. Die Bürgerschaft seufzte. Das Landvolk drohte die Waffen hinweg zu werfen. Aber der schwache Fürst hatte keinen Sinn für die Stimme der Vernunft. „Man müße, versicherte Grumbach, den Krieg nur thätig fortsetzen, den Kurfürsten schlagen, und sich seiner Person bemächtigen; und das werde ein fester, unerschütterlicher Wille alles vermögen.“ Dadurch erhuben sich die Hoffnungen des Bethörten aufs Neue. In der Gewißheit, daß der Kurhut nun nächstens sein Haupt schmücken werde, ließ er goldene Münzen schlagen, auf denen er seinem Wappen die Kurschwerdter und seinem Namen den kurfürstlichen Titel beylegte.

So verzog sich die Belagerung bis in die sechszehnte Woche. Immer drückender wurden die Entbehrungen und ermüdender die Anstrengungen. Man machte verschiedene Ausfälle; aber alle endigten für die Belagerten mit größern oder geringern Niederlagen, wie denn einst ein

200 Mann starker Haufen Fußvolk von dem überlegenen Feinde gänzlich zusammen gehauen wurde. Das gesammte Kriegsvolk in der Stadt ward überzeugt, daß nun an keine Hülfe von außen mehr zu denken sey; auch glaubte niemand mehr an die lügenhaften Versicherungen der Geächteten, daß man für die Freyheit der Gewissen streite. Diese Gesinnung bestärkten die Belagerer, indem sie den Belagerten aus den Schanzen zuriefen: „ihr Thoren! warum wollt ihr euer Leben und euer Gut für einige vogelfreye Verbrecher wagen? Gebt uns Grumbachen und seine Anhänger heraus, und wir ziehen ab.“ — Der Unwillen wurde allgemein. Bürger und Landleute drangen flehend in den Herzog, er möchte endlich sich der Nothwendigkeit fügen, und retten, was noch zu retten stehe. Viele Bewaffnete verweigerten den Dienst; andere flohen in das feindliche Lager; die Geduld des so lange gemißbrauchten Volkes schien endlich zu brechen. Da machte der Kanzler Brück den Vorschlag, daß man sich durch eine neue Eidesleistung der Treue der Bürger versichern sollte. Der Herzog ertheilte hierzu den Befehl. Das war die Losung zum Ausbruche eines allgemeinen Aufstandes. Mit wildem Trotze ward der Eid verweigert, und da-

gegen ungestüm die Auslieferung Grumbachs gefordert, in dem das entrüstete Volk den Urheber von all' seinem Unglück sah. Aber der Herzog schlug standhaft dieß Verlangen ab, und wiederholte das frühere Ansinnen wegen des Schwurs. Darüber gerieth alles in die heftigste Empörung. Das Volk drang in die Häuser, um die Stifter seiner Leiden aufzusuchen. Es wurden da und dort große Ausschweifungen begangen. Es floß Blut. Endlich fand man Grumbachen, der an einer Krankheit darnieder lag, in einer der Kammern des Grimmenstein. Im Triumphe trugen sie ihn auf das Rathhaus der Stadt herunter. „Hier, rief der „Pöbel," bringen wir die Braut um die wir bis„her getanzt haben!" Mit kaltem Lächeln ertrug der Gefangene sein Schicksal. Bald wurde auch Brandenstein, dann der Kanzler Brück, Wilhelm von Stein und Baumgärtner herbey geschleppt. Dem verlassenen und zagenden Herzoge aber thaten die Bürger zu wissen, daß er mit den Verhafteten in das Lager abgeführt werden würde, wenn er nicht sogleich die erforderlichen Schritte zur Beendigung der Fehde machen würde. Ungesäumt gieng eine Gesandtschaft ab, um die Gnade des Kurfürsten und eine billige Kapitulation zu erbitten.

Die Abgeordneten wurden freundlich aufgenommen; aber hart waren die Bedingungen, unter welchen man dem Herzoge den Frieden anbot. „Er sollte sich und die Festung ohne Vorbehalt der Gnade des Kaisers übergeben; die Geächteten sollten dem Kurfürsten ausgeliefert werden; die Bürgerschaft der Stadt sollte dem Bruder des Herzogs, Johann Wilhelm, an den die gothaischen Unterthanen schon im Achtsbriefe verwiesen worden waren, die Huldigung leisten.“ In diesen Forderungen sah der arme Johann Friedrich die Enthüllung seines Schicksals. Zu spät waren nun seine Thränen und sein Jammer. Es lag in der Hand seiner Feinde, über ihn zu verfügen; und was durfte er von ihnen, die er so oft und so bitter beleidigt hatte, erwarten? Am 14. April nahm der Kurfürst von der Stadt und Festung Besitz. Die Gefangenen und unter diesen der Herzog selbst, wurden in Sicherheit gebracht. Die Eroberer fanden unermeßliche Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, mit denen der Platz noch lange hätte behauptet werden können, wenn nicht der Aufstand der Bürger seinen Fall herbey geführt hätte. Zur Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten wurden dem Kurfürsten die thüringischen Aemter

Arns-Haag, Weyda, Sachsenburg und Ziegenrück überlassen. Der Grimmenstein mußte geschleift werden. Herzog Ernst der Fromme stellte ihn jedoch nachher wieder her, und gab ihm den Namen Friedenstein.

Sogleich nach Einnahme der Stadt setzte der Kurfürst ein Gericht nieder, welches unter dem Vorsitze des Grafen Günther von Schwarzburg die Verbrechen der Gefangenen untersuchen, und über sie erkennen sollte. Grumbach, ob er wohl das Schicksal leicht vorher sehen konnte, das er von der Rache seiner Feinde zu erwarten hatte, benahm sich mit einer Ruhe, Besonnenheit und Unerschrockenheit, wodurch er selbst die Bewunderung seiner Richter erregte. Er führte seine Vertheidigung mit Würde, und in Hinsicht auf manche Punkte mit einleuchtender Wahrheit, sprach viel von dem Bewußtseyn seiner gerechten Sache, berief sich auf die Zeugnisse und Urtheile vieler teutschen Fürsten und Ritter, und bewies, daß der Bischof von Würzburg, der treulos den mit ihm geschlossenen feyerlichen Vertrag gebrochen, der Urheber seines kläglichen Schicksals sey. Auch auf den Kanzler Brück wälzte er einen Theil seiner Verschul-

dung ab, indem er ihm ins Angesicht behauptete: „der Handel von Gotha falle blos auf des Kanzlers Verantwortung; er Grumbach habe sich mit seinen Freunden bereits von dem herzoglichen Hofe entfernt, und den Weg nach Frankreich eingeschlagen; aber Brück habe ihn wieder zur Rückkehr vermocht, durch die Zusicherung, daß er seine Sache vor dem ganzen Reiche hinaus führen werde." Der Kanzler wußte auch nichts trifftiges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Er benahm sich mit der feigsten Zaghaftigkeit, und bat und flehte, daß man ihn doch mit der peinlichen Frage, und wenn der Tod über ihn beschlossen seyn sollte, mit der Strafe des Rades verschonen möchte. Indessen achteten seine Richter nicht auf seine Bitten. Es lag in der Weise des Kriminalverfahrens jener Zeit, daß er sowohl als Grumbach die Quaalen der Folter duldeten.

Lächelnd ergab sich der letztre in die Hände seiner Peiniger. Da er wußte, daß keine Milderung seines Schicksals mehr möglich war, so gestand er alles, was seine Richter wollten. „Er habe die Mörder des Bischofs von Würzburg gedungen. Auf den Kopf des Kurfürsten von Sachsen habe er einen Preis gesetzt. Um

dem Herzog Johann Friedrich zum Kurhut und zur Kaiserkrone zu verhelfen, habe er den Plan zu einem allgemeinen Aufstande des teutschen Adels entworfen. Ueberdieß habe er, um seine Absichten zu erreichen, magische Mittel gebraucht, und dem Herzoge sowohl, als seiner Gemahlin einen Zaubertrunk beygebracht, wodurch sie gänzlich in seine Macht gekommen seyen." So gab sich auch Brück großer Verbrechen schuldig. „Er sey der Verfasser mehrerer Schmähschriften auf den Kaiser, den Kurfürsten und den Herzog Johann Wilhelm. Zu dem Zutrauen seines Fürsten habe er Grumbachen den Weg gebahnt. Er habe zu allen seinen Anschlägen mit seinem Rathe geholfen, und dadurch am meisten dazu beygetragen, daß dieß große Unglück über seinen Herrn und über das Land gekommen sey." Diesem peinlichen Verhöre hatten der Kurfürst, der Herzog Johann Wilhelm, und der Herzog von Hollstein hinter einem Vorhange beygewohnt. Aber die Aussagen der Gefolterten gaben über den Gang der Ereignisse keine sichern Aufschlüsse. Um ihre Marter zu verkürzen, gestanden sie vielleicht mehr, als sie begangen hatten.

Ein sehr strenges Urtheil wurde über Grumbachen und den Kanzler gefällt. „Sie hätten,

sprach dasselbe, für ihr rebellisches Unternehmen eine schwere Strafe verdient; aber der Kurfürst wolle aus angestammter Güte den Richterspruch dahin mildern, daß sie lebendig geviertheilt würden." Dieses Urtheil wurde am achtzehnten May auf dem Marktplatze zu Gotha, unter einem ungeheuern Zulaufe von Menschen, vollzogen. Die Ankündigung desselben hatte Grumbach mit seinem gewöhnlichen gleichgültigen Lächeln aufgenommen. Man bemerkte auch an ihm keine Furcht vor dem Tode, keine Angst des Gewissens und keine Bangigkeit vor der gräßlichen Art der Hinrichtung. „Möchten, sprach er, meine Feinde eben so ruhig auf dem Sterbebette seyn, als ich es auf dem Blutgerüste seyn werde." Aber man vernahm kein hartes Wort gegen seine Widersacher; im Gegentheile versicherte er, daß er ihnen allen verzeihe. „Möchte ihnen, sprach er, ein besseres Schicksal zu Theil werden, als mir geworden ist, und möchte Gott allen Edeln und Unedlen redlichere Bischöfe geben, als er mir gegeben hat." In diesen Gesinnungen blieb er sich auch in dem Augenblicke des Todes gleich. Mit unbeschreiblicher Ruhe bestieg er, gebunden und von Schergen umgeben, das Blutgerüste. Der Anblick seines grauen Kopfes, und diese den höchsten innern

Frieden ankündigende Haltung, rührte viele Zuschauer bis zu Thränen. Als ihm der Scharfrichter befahl, sich zur Erde nieder zulegen, sprach er zu ihm: „du schindest einen alten, dürren Geyer!“ Kein Seufzer entgieng seinen Lippen, während er die Quaalen des Todes litt. Der Henker schnitt ihm den Leib auf, riß ihm das Herz heraus, und schlug es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Siehe da, Grumbach! dein falsches Herz!“ Er wurde dann von unten auf geviertheilt, und sein Körper auf das Rad geflochten. Desselben Todes starb nach ihm der Kanzler Brück; aber er benahm sich nicht so standhaft als Grumbach, und fand auch weniger Theilnahme, weil er sich als Rathgeber des Herzogs durch seinen Stolz und durch seine Härte längst den allgemeinen Haß zugezogen hatte. Mit diesen beyden wurden noch achtzehn andere Theilhaber ihrer Verbrechen abgethan. Unter ihnen duldete David Baumgartner und der Obrist von Brandenstein die Strafe des Schwerdts. Wilhelm von Stain aber wurde, wie die Anführer, geviertheilt, jedoch erst nachdem er zuvor enthauptet worden war.

Man kann sich bey der Bemerkung von Grumbachs ausgezeichneten Geistesanlagen,

von der eisernen Festigkeit seines Willens, und von der Stärke, womit er Pein und Tod verachtete, der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre. So sehr sich auch die Blutrichter zu Gotha bemühten, ihn als den verdammlichsten Verbrecher darzustellen, so fehlte es doch unter seinen Zeitgenossen nicht an Menschen, die seine Parthie nahmen, und ihn als ein Opfer der Gewalt und der Ungerechtigkeit beklagten; wie sich denn bis in unsre Tage Flugschriften und Volkslieder erhalten haben, in denen seine Feinde auf das heftigste geschmäht, dagegen aber seine Unschuld und sein tapferer Muth hoch erhoben wurden. Diese Zustimmung einer großen Mehrheit konnte ihm um so weniger entgehen, da es nach den Begriffen jener Zeit noch immer für recht galt, einen Besitz durch Selbsthülfe zu erwerben, den die gerichtlichen Behörden verweigerten, und da er in seinem Unglücke so viel Standhaftigkeit und männlichen Sinn erwiesen hatte. War aber auch das günstige Urtheil, das ein Theil seiner Zeitgenossen über ihn fällte, unrichtig, so ist doch nicht zu läugnen, daß er durch manchen ausgezeichneten Zug seines Charakters verdient hätte, glücklicher zu leben und edler zu enden.

Es ward dem Herzoge vergönnt, sein Unglück zu überleben; aber grausam und unerbittlich drückte ihn der harte Sinn und die Rachsucht seiner Feinde. Sogleich nach der Uebergabe der Stadt wurde er nach Dresden, und dann um dem Kaiser zur Verhaft übergeben zu werden, nach Wien geführt. Nicht zufrieden, ihn seiner Freyheit beraubt zu sehen, häufte der Muthwille noch unerträgliche Beschimpfungen auf ihn. Er mußte die Reise auf einem Leiterwagen machen, der mit schwarzem Tuche behangen war, und als der Zug vor den Thoren von Wien angekommen war, setzte man ihm einen Strohkranz aufs Haupt, und führte ihn so, dem Pöbel zum Spotte, in den Straßen der Stadt umher, worauf er nach Neustadt gebracht wurde, um in den dortigen Kerkern seine Thorheit und sein Unglück zu beweinen. Viele Stimmen erhuben sich, um ein erträglicheres Schicksal für ihn zu erbitten. Mehrere Fürsten machten die dringendsten Vorstellungen für ihren so streng und unwürdig behandelten ehemaligen Mitstand. Das Volk in den protestantischen Ländern murrte. Aber der Kaiser hörte nicht auf zu zürnen über einen Fürsten, der die Hand nach seiner Krone ausgestreckt hatte; und auch der Kurfürst von Sachsen war zu voll von Haß und Besorgnissen, als daß er

mildere Maaßregeln gegen seinen gefangenen Vetter gut geheissen hätte. Zwar erbot man sich einigemal ihn seines Verhafts zu entlassen; aber man knüpfte seine Befreyung an Bedingungen, gegen die sich das Ehrgefühl des armen Fürsten sträubte. Er wollte lieber das Leben in seinem Kerker vertrauern, als es mit Schmach und Verachtung in der Freyheit genießen. Die einsamen Stunden der Gefangenschaft benützte er zur Bildung seines Geistes, zum Nachdenken über die höhern Angelegenheiten der Menschheit, und zu seiner moralischen Veredlung. Diese Bestrebungen gelangen ihm auch so sehr, daß er oft versicherte, die Weisheit, die er im Kerker gelernt, hätte er im Geräusche der Welt nie erlangen können, und es seyen ihm, in seiner Abgeschiedenheit, geistige Genüsse zu Theil geworden, die ihn unendlich mehr beglückten, als alle zeitliche Ehre und alle irdische Lust.

Diesen Gewinn seines innern Menschen verdankte er vorzüglich seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrichs III. von der Pfalz. Diese edle Frau bewährte, in dem Unglücke ihres Gemahls, wie viel weibliche Treue zu entsagen und aufzuopfern vermöge, und welche Tröstungen sie denen gewähre, die

vom Schicksale verfolgt sind. Erst bewegte sie Himmel und Erde, um die Befreyung des Herzogs zu bewirken. Als sie ihre Bemühungen an der Unerbittlichkeit des Kaisers scheitern sah, so hörte sie nicht auf zu flehen, daß dem geliebten Gefangenen mehr Bequemlichkeit in seinem Kerker verschaft werden möchte. Aber damit glaubte sie ihre Pflicht noch nicht erfüllt zu haben. Sie bat daß es ihr erlaubt werden möchte, das Unglück ihres Gemahls mit ihm zu theilen. Nachdem sie Jahre lang fortgefahren hatte, auf die Erfüllung dieses edeln Wunsches zu drängen, ward er ihr endlich gewährt. Im Jahre 1572 erschien sie bey dem Geliebten im Kerker, entschlossen, für ihn zu leben, und dann mit ihm zu sterben. Mit innigster Freude ward sie von dem Herzoge empfangen; denn unter allen seinen Leiden war ihm die mit zweckloser Grausamkeit verfügte Trennung von seiner Gemahlin gerade das schmerzhafteste. Um so mehr fühlte er das Glück der Wiedervereinigung, das für ihn einen desto höhern Werth haben mußte, da in ihm die erhabene Gesinnung seiner Elisabeth sich auf eine so herrliche Weise erprobte. Von aller Welt geschieden, waren sich nun die treuen Gatten genug, und leichter trug der Herzog sein Mißgeschick, da die sanfte und fromme Elisabeth

ihm sorgsam und freundlich zur Seite stand. Mit zärtlichem Eifer pflegte sie seiner; in den Tagen trüber Erinnerungen tröstete und erheiterte sie ihn; religiöse Betrachtungen und Uebungen stärkten ihren Glauben und ihre Hoffnungen.

Aber das ungünstige Verhängniß hatte über den Herzog beschlossen, daß er auch die Trennung dieses edeln und schönen Bandes erleben sollte. Zwey und zwanzig Jahre lang hatte die treffliche Fürstin die Entbehrungen und Beschwerden der Gefangenschaft mit ihm getheilt, als sie der Tod ihm aus den Armen riß. Das war das Aergste, was ihm wiederfahren konnte. Ihre Pflege, ihre Tröstungen, ihre Liebe waren für ihn verlohren, nnd er stand nun wieder allein und verlassen, mit seinem Kummer und mit seiner Sehnsucht. Da wandte er sich mit der wehmüthigen Bitte an den Kaiser, daß ihm erlaubt werden möchte, daß er den Leichnam seiner Gemahlin nach Koburg begleiten, und den Rest seiner Tage auf dem heimathlichen Boden und im Schooße der Seinen vollbringen dürfte. Aber so großes Unglück und so lange Leiden hatten das Herz seiner Feinde noch nicht erweicht. Ja bis in seine Grube fuhr das zürnende Schicksal fort, ihn zu verfolgen. Ein Angriff der Türken auf die

Oesterreichischen Lande vertrieb ihn aus seinem bisherigen Gefängnisse, das ihm durch die lange Gewohnheit und durch so viele Erinnerungen an seine unvergeßliche Gemahlin lieb geworden war. Er wurde in das Land ob der Ens heraufgeführt, wo man ihm in dem Städchen Steyer seinen neuen Kerker bereitet hatte. Aber der viel geprüfte Greis duldete hier sein Elend nicht mehr lange. Im Mai des Jahrs 1595 verhalf ihm ein willkommener Tod zur ersehnten Freyheit. Er hatte ein Alter von 65 Jahren erreicht. 28 Jahre hindurch hatte er für die Thorheit seines frühern Lebens in der Gefangenschaft gebüßt.

Ueber Johann Arndt und seinen religiösen Geist.

Es ist eine Probe unsres Eigendünkels und unsrer Selbstgenügsamkeit, — die uns um so mächtiger ergriffen zu haben scheinen, je schwächer an geistiger Kraft und je unbemittelter wir geworden sind, daß wir die theologischen Schriftsteller der Vorzeit, besonders des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, und die Produkte ihres Nachdenkens und ihres frommen Eifers so undankbar vergessen, und ihre Geschichte und ihre Werke, als einem unmündigern Geschlechte angehörend, über das wir uns mit Kühnheit und Glück so unendlich weit empor geschwungen haben, so vornehm verachten. Es mag seyn, daß wir in Ansehung der Form und des Buchstabens, worein sich die Lehre kleidet, nur wenig von ih-

nen lernen können, aber wir werden immerhin von einer armseligen Einseitigkeit befangen bleiben, wenn wir uns lediglich auf die Ansicht und die Weise, die in unserm Zeitalter die herrschenden sind, beschränken, ohne dem Vorrathe von Materialien, in dessen Besitz wir uns sehen, keinen Zuwachs aus den reichen Schätzen des Alterthums beyfügen lassen wollen; und da der Geist der Religion, trotz des steten Wandels seiner Gestaltung, immer derselbe bleibt, so können und müssen uns alle gelungenen und verunglückten Versuche, ihn ins Leben einzuführen, interessant und lehrreich seyn. Wenn auch die Wissenschaft nichts absolutes ist, und den Kreis der menschlichen Bildung nicht schließt, wenn im Gegentheile die letztre ihre Vollendung im Herzen des Menschen findet, so dürfen wir einen noch höhern Gewinn erwarten, indem wir zu den Denkmalen zurückkehren, die uns von dem Genie und dem Fleiße der Alten übrig geblieben sind. Die trefflichsten unter ihnen erscheinen denjenigen, deren Lebensaufgabe gleichfalls die Darstellung des Ewigen und Himmlischen im Gegensatze gegen das Zeitliche und Irdische geworden ist, als die würdigsten Vorbilder, durch ihren männlichen Ernst, durch ihren Heldenmuth für die Wahrheit, durch ihre ängstliche Gewissenhaftig-

keit im Entscheiden über das Zweifelhafte, durch ihr kindliches Gemüth, durch ihr edles Verschmähen aller künstlichen Behelfe im Vortrage ihrer Lehre, und durch die Wärme für das Heilige und dessen Symbole, von den sie durchdrungen waren. Freylich kann der erste Anblick dieser Symbole nicht anders als beschämend und warnend auf uns wirken, itzt wo der tiefe Verfall der Menschheit uns unaufhörlich daran erinnert, daß auch durch unsre einseitige Verstandeskultur, durch unser Versinken im Irdischen, und durch unsre kalte Herzlosigkeit, diese tägliche Noth und Angst in ihrem Theile verschuldet seyen.

Wenn wir dieser moralischen Würde und Gediegenheit unserer alten Theologen gedenken, und des apostolischen Muths und Eifers, womit manche unter ihnen für die Wahrheit wirkten und duldeten, wie könnte dann Johann Arndt unserer Bemerkung entgehen? Freylich glänzt er nicht durch Genie und Gelehrsamkeit, wie Melanchthon und Kalvin, oder durch alles wagenden und alles unfehlbar besiegenden Heroismus wie Luther, oder durch ausgebreitete Geschäftsthätigkeit, wie seine Zeitgenossen Johann Brenz und Jakob Andreä. Aber auch abgesehen von dem, was er durch seine Religiosität ward,

und was er, unterstützt durch ihre Hülfe, ausführte und ertrug, muß uns durch die Resultate seines Lebens und durch die so lange fortwirkenden Erfolge seines stillen Fleißes, eine Naturkraft als groß und ungewöhnlich erscheinen, die, in ihrer Veredlung, so viel vermochte. Man sucht vielleicht in der Literatur der protestantischen Theologie vergeblig ein schriftstellerisches Produkt, das in dem Augenblicke seines Erscheinens so große Sensation gemacht, und nachher so weit verbreitet wurde, als seine Bücher vom wahren Christenthum. Sie wurden durch immer wiederholte Abdrücke ins Unendliche vervielfältigt, galten über ein Jahrhundert hindurch für die geistreichste und tiefsinnigste aller christlichen Erbauungsbücher, und fanden und finden sich noch immer in den meisten protestantischen Familien, als alter, geliebter Hausrath. Es waren 150 Jahre nach der ersten Herausgabe derselben verflossen, als das Publikum noch immer neue Auflagen ihres Urtextes, oder mit Hinsicht auf den veränderten Geschmack vorgenommene Bearbeitungen ihres Innhalts wünschte und empfieng. Sie wurden nicht nur in die meisten lebenden europäischen Sprachen übersetzt, und von denen, welchen in den Dissonanzen der Bekenntnisse die Harmonie des Geistes nicht untergeht, in allen

Kirchen und in allen Ländern gelesen und benützt; man übertrug sie auch, um ihren Gebrauch so viel möglich zu generalisiren, ins Lateinische, und der fromme Eifer für die Erleuchtung der Heiden gab sie den Malabaren in ihrer Muttersprache. Mit ihnen gieng beynahe immer das Paradiesgärtlein denselben Weg der Verbreitung; was durch Unterricht und Darstellung dort die Herzen ergriffen hatte, stieg hier als Flamme der Andacht zu Gott hinauf. Aber auch in vielen tausenden von Abdrücken zog das Büchlein allein durch die Welt, und das Gefühl der ihm inne wohnenden Kraft legte ihm eine höhere Weihe bey, durch die es in Gefahren erhalten ward, in deren oft wiederholter Erzählung mit gerechtem Mißfallen das Wiederaufleben eines dem Geiste des Protestantismus laut widersprechenden Wunderglaubens bemerkt worden ist. Einen solchen Wirkungskreis und eine so lange Dauer finden Werke eines Meisters von mittelmäßiger Kraft sicher nicht. Nur wer verkannte Ideen vom hohem Interesse aufs Neue ins Licht zu stellen, und Bedürfnisse von dringender Art für alle zu befriedigen versteht, darf hoffen, daß die Erzeugnisse seines Geistes ihn eine so lange Zeit hindurch überleben, und das der Sphäre seiner Thätigkeit Ziel und Ende so ferne gesteckt sey.

Arndt, durchdrungen von dem hohen Berufe, für die geistigen Anlagen und Hoffnungen der Menschen zu sprechen und zu handeln, begriff mit Klarheit und fühlte mit Innigkeit, was seiner Zeit noth war. Kräftiger, und mit größerem Segen, als sonst irgend einer seiner Zeitgenossen, unternahm er es, diesen zur Befriedigung ihres höhern Bedürfnisses zu verhelfen; und dadurch gelang es ihm, in der Geschichte der religiösen Kultur, obwohl von vielen verkannt, doch in dem würdigsten und edelsten Sinne, der nur gedacht werden kann, Epoche zu machen. Als er seine Laufbahn betrat, befand sich die protestantische Kirche noch in ihrem Jugendalter. Zwar war ihr Lehrbegriff schon durch wiederholte öffentliche Erklärungen bestimmt ausgesprochen, und die Konstruktion ihrer äußern Form konnte, wenigstens in Hinsicht auf die wesentlichen Bestandtheile, für vollendet gelten. Aber noch immer war alles Nachdenken und aller Fleiß auf die feste und treue Bewahrung der Theorie gerichtet, in deren Wiederherstellung der eigentliche Zweck der Reformation und ihrer Stifter kund geworden war. Wenn nur das Dogma gerettet und immer mehr befestigt ward, so konnte ja seine Frucht in den Herzen nicht außen bleiben; und dieses Dogma

mußte den Sinn der Lehrer um so fester fesseln, da man es theils in dem Innern der Kirche selbst so oft mißverstanden sah, theils die große Parthie, von der man sich getrennt hatte, mit einem unerschöpflichen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und mit eben so viel Eifer und Gewandtheit fortfuhr, die Lehren und die Verfassung der Abtrünnigen anzufechten. Dadurch geschah es, daß der größere Haufen der protestantischen Theologen sich gewöhnte, die Religion blos als wissenschaftliches Objekt zu behandeln, daß der höhere Sinn der Offenbarung vor ihrem Buchstaben in ein trauriges Dunkel zurück trat, und daß alle Bemühungen nur auf die Form des Lehrbegriffs gerichtet waren, während man sorglos seinen Geist verschwinden ließ. Die protestantische Kirche glich in ihrem damaligen Zustande den neugegründeten Staaten glücklicher Eroberer, in denen gewöhnlich für die höchsten uud edelsten Staatszwecke nichts geschehen kann, weil man alle Kräfte zur Erweiterung und Befestigung ihrer Territorialmassen, so wie zur Ausbildung ihres Organismus bedarf.

Was in diesem Streben heilsam, zweckmäßig und zeitgemäß war, konnte von einem lichten Kopfe, wie Arndt, nicht übersehen werden; aber ein frommes Gemüth, wie das seinige,

mußte mit Schmerzen fühlen, daß dieß unabläſſige Brüten über dem Buchſtaben, dieſer ſtete ritterliche Kampf im Worte und Begriffe, und dieſe anerkannte Diktatur des Verſtandes, in Sachen, die für ſein Forum nicht gehören, uns endlich die reinſte und nahrhafteſte Frucht der Reformation entziehen, und den glücklich beſiegten Wahn durch nichts als eine leere und kraftloſe Wiſſenſchaft erſetzen müßte. „Es bleibt ja billig dabey, ſagt „er, daß man wider die Ketzer und Rotten ſchrei„ben, predigen und diſputiren muß, zur Erhal„tung der reinen Lehre und wahren Religion, „wie Paulus (Tit. 1, 9.) befiehlt, daß man „ſtrafen und überwinden ſoll die Widerſprecher. „Allein dasſelbe iſt zu unſrer Zeit gar in einen „Mißbrauch gerathen, alſo daß über dem vielen „heftigen Diſputiren, Streitpredigen, Schreiben „und Wiederſchreiben, des chriſtlichen Lebens, „der wahren Buſſe, der Gottſeligkeit und chriſt„lichen Liebe gar vergeſſen iſt; gleich als beſtünde „das Chriſtenthum nur im Diſputiren und Ver„mehrung der Streitbücher, und nicht vielmehr „darinn, daß das heilige Evangelium „und die Lehre Chriſti in ein heiliges „Leben verwandelt werde." *)

*) S. Wahres Chriſtenthum ꝛc. (Stuttg. 747.) Seite 277.

Diese Richtung seines Geistes auf den letzten und höchsten Zweck aller theologischen Erkenntniß, dieß rege und unverrückte Streben auf die Herstellung lebendiger Religiösität in und außer sich, und das dadurch realisirte selbstständige Emporschwingen über den Genius seines Jahrhunderts ward zum Theile veranlaßt und begünstigt durch den Gang seiner Schicksale, den die Vorsehung ausdrücklich darauf angelegt zu haben schien, daß ihm immer das Bewußtseyn gegenwärtig erhalten würde, es finde der Mensch nirgends Sicherheit und Ruhe, und seine Seele nirgends eine Genüge, als in der von seinem Gefühle ergriffenen Idee von der durch das Christenthum geoffenbarten übersinnlichen Welt. Ein frommer Vater hatte schon in dem zarten Knaben die glückliche Naturanlage für das vorherrschende Leben des Geistes, durch Lehre und Exempel gebildet; und seine Bemühungen konnten um so weniger mißlingen, da ihnen die vortheilhafteste Umgebung zu statten kam. Denn Arndt brachte seine Kindheit am Hofe des Fürsten Wolfgang von Anhalt zu, der den Seinen durch die edelste Religiosität vorleuchtete, und sogar manchmal in ihrer Mitte das Amt eines Predigers versah. Der frühe Verlust des Vaters, manche bittere Erfahrung des Waisenstandes, große körperliche Leiden,

und die Bemerkung der schützenden Hand Gottes in drohenden Gefahren erhielten in dem heranreifenden Jüngling stets das Bewußtseyn von dem hohen Werthe und von dem unvermeidlichen Bedürfnisse der früher gewonnenen Ueberzeugungen, und erhuben dasselbe zu der Kraft und Klarheit, daß er das zuvor gewählte Studium der Arzneywissenschaft aufgab, und den Beruf des Religionslehrers zur Aufgabe seines Lebens machte. In den Prüfungen, durch welche er bisher gegangen war, konnten ihm die kalten Systemslehren und die unfruchtbare Scholastik nicht genügen; dagegen fand er einen desto tiefern Sinn und einen lebendigern Anhauch der Wahrheit in den Schriften des heil. Bernhards, des Johann Taulerus, des Thomas à Kempis und in der teutschen Theologia. In ihnen „gieng ihm das Licht der Besserung, „der Andacht, der Heiligkeit, und der „geistlichen Weisheit auf,“ und in seiner Ansicht und in seinem Gefühle, so nahe verwandt mit ihren Verfassern, blieben diese Bücher seine steten Lebensgefährten, und sein Gedanke und sein Ausdruck wurden der Wiederschein ihres Innhalts und ihrer Form. Sein männliches Alter war ein steter Kampf mit dem Neide, der Unduldsamkeit und der blinden Wuth der Sy-

stemstheologen. So oft wechselte er, von ihnen verläumdet, verketzert und verfolgt, seine Aemter; aber nirgends fand er Ruhe vor ihren öffentlichen Angriffen und vor ihren geheimen Ränken. Da konnte unaufhörlich die Wahrheit, die er ergriffen hatte, sich bewähren, und sie mußte seinem reinen Herzen um so lieber werden, je mehr er täglich für sie duldete. Er drückte den Sinn seiner gesammten Lebensthätigkeit durch seine letzten Worte aus, indem er sterbend sprach: „Nun habe ich überwunden!“

Ein Mann, in dem die innere Anlage für das höhere Leben durch solche Erfahrungen und Vorbilder entwickelt wird, bildet sich kein religiöses System durch Spekulation, und man sucht umsonst in der Anordnung und Darstellung der Thatsachen, an denen sein Glaube hält, das Gepräge der Schule, oder wissenschaftliche Schärfe. Seine Religion keimt aus dem Innersten seines Gemüthes hervor; was zum Bewußtseyn seiner Vernunft gekommen ist, ergreift, befruchtet und belebt das Gefühl; seine Hoffnungen bedürfen nicht der wankenden Stütze der Demonstration, da sie in dem Wesen seiner geistigen Natur gegründet sind; die höhere Weltordnung, der er angehört, wird von ihm unmittelbar geschaut,

und alles Materielle und Sichtbare erscheint ihm nur als die Hülle, oder der Spiegel des Unsichtbaren. Die religiöse Idee tritt deshalb in seinen Aeusserungen mit großer Macht und Zuversicht hervor, ohne die Besorgniß, daß sie bezweifelt, oder mißverstanden werde. Da ihm Gott allgegenwärtig, und Gottes Offenbarung überall in höchster Klarheit vernehmlich ist, so vermag kein Andrang der Widerwärtigkeit oder der Lust, und kein Mißton in der Erscheinungswelt die Bilder seiner geistigen Anschauung zu verdunkeln. Diese Erscheinungswelt kann dem, der sein Ziel in die Sinnlichkeit setzt, keine schöne Form und keinen Genuß gewähren, den jener nicht zehnfach in der himmlischen Schöpfung seiner Idealität fände. Freylich, wenn die Natur ihn mit einem leicht erregbaren Gefühle, was gewöhnlich mit reicher und üppiger Phantasie verbunden ist, ausgestattet hat, so ist er in Gefahr, auf diesem Wege in die Labyrinthe der Schwärmerey zu verirren; aber er vermeidet sie, wenn er des Lichtes sorgsam pflegt, das die Vernunft über die Thatsachen verbreitet, welche die Religion begründen, und über die Resultate, welche aus ihr hervor gehen.

Dieß Gefühl für das Heilige und Göttliche bestand in Arndt in regsamer Lebendigkeit; aber

über dem, was aus demselben hervor quoll, gieng der leuchtende und leitende Stern der Vernunft nicht unter. Die Phantasie hatte unter seinen Seelenkräften keine Art von Vorherrschaft. Sein kindlicher, einfacher, ruhig dahin fließender Vortrag gab die Idee meistens mehr wie sie gedacht, als wie sie empfunden ward; und die Konsequenz und Schriftmäßigkeit seiner Lehre verkündigen nicht minder den nach Licht und Selbstverständigung ringenden Kopf, als ihre durchaus praktische Beziehung das fromme, und warme Gemüth. Auf seinem Standpunkt erschien ihm der Sinn und Zweck alles religiösen Denkens und Strebens in der Wiederherstellung der durch die Sünde verlohrnen Verwandschaft des Menschen mit Gott. Aus einem göttlichen, geistlichen und himmlischen Bilde ist, nach seiner Ansicht, der Mensch irdisch, fleischlich und thierisch geworden, und in seinem Eigenwillen schlägt der Same aus, den Satan in ihn gelegt hat. Zwar ist ihm noch ein Funken des natürlichen Lichts und des freyen Willens geblieben; aber er hat nicht die Kraft wieder umzukehren, aus seiner Verdorbenheit und seinem Elende, zur Heiligung und Seligkeit. Er empfängt jedoch diese Kraft, indem der Geist Christi ihn

zu einer neuen Kreatur macht, und Gottes Bild in ihm wieder herstellt. In Christo fließt ihm die Quelle des Heils, gegen das Gift der angebohrnen Sünde, und es schöpft aus ihr der Glaube, aus dem, ohne Zuthun der Werke, die Gerechtigkeit kommt. Dieser Glaube aber muß lebendige Früchte bringen; durch tägliche Busse und Ertödtung des alten Menschen muß der neue hervor kommen, dessen Spiegel das Leben Christi ist. Durch Gebet, Liebe und Demuth steigt er dann von der Menschheit Christi in seine Gottheit auf, und geht, indem er in Gott die höchste Güte, Macht, Weisheit, Schönheit und Seligkeit sieht, in das beschauliche Leben ein. So wird das Reich Gottes in ihm hergestellt, indem er den Verstand und den Willen Gott und Christo ergiebt, und dieß Reich Gottes ist sein höchster Schatz, und ein göttliches, innerliches Licht in seiner Seele. Er sucht nichts mehr auswendig in der Welt, denn er hat ja alles in sich. Und ob wohl Gott, durch seine allgemeine Gegenwart in allen Dingen ist, so hat er doch eigentlich und sonderlich seine Wohnung und Sitz in des Menschen er-

leuchteter Seele. Da wirket er Werke, wie er selbst ist und antwortet im Herzen auf unsre Seufzer. Wie die Sonne von ihr selbst scheint, der Tag von ihm selbst leuchtet und der Bronnen von ihm selbst quillt, so geußt sich der heilige Geist in eine Seele, die, los von den Stricken und Banden der Welt, sich zu Gott erhebet.

Diese Ideen, in denen der Geist des Christenthums in seiner Reinheit und Kraft, so wie in seiner mysteriösen Majestät wehet, ausgesprochen mit so viel edler Einfalt, stiller Würde und frommer Zuversicht, mußten kräftige Eindrücke auf diejenigen machen, die von jenem Geiste ergriffen waren, oder auch in einem unbefangenen Gemüthe sein Daseyn nur ahneten. Auch war für solche, denen buchstäbliche Bestimmungen des Lehrbegriffs Bedürfniß sind, ihre Konformität mit dem Systeme der Protestanten unverkennbar, wenn sie nämlich dieselbe nicht gerade im Klange der Worte suchten; wie denn Arndt selbst, mit ängstlicher Sorgfalt, auf die in unsern Bekenntnißbüchern gegebene Norm achtete, und noch in seinen Testamente heilig versicherte,

daß er bey der umgeänderten augsburgischen Konfession und bey der Konkordien-formel bis an sein Ende verbleiben werde. *) Bey solchem Gehalte und solcher Salbung im Vortrage konnte ihm aber auch der Beyfall derjenigen nicht entgehen, in denen mit der moralischen Empfänglichkeit auch noch der wissenschaftliche Blick vereinigt war, und es hieß eine dem edelsten Verdienste dargebrachte Huldigung, indem die trefflichsten Theologen seines Jahrhunderts, Joh. Gerhard, Scherzer, Hülsemann, Danhauer, Johann Valentin Andreä und Spenner — der fortsetzte, was Arndt begonnen hatte — mit Enthusiasmus seine Schriften priesen und vertheidigten, und in ihnen das Wehen eines apostolischen Geistes ankündigten. Dagegen bildete sich unter den Buchstabenmenschen jener Zeit ein zahlreicher, von ungestümer Leidenschaft bewegter Bund gegen ihn, wie denn auf Erden keine köstliche Frucht aufgeht, ohne daß Stürme und Ungewitter ihre Entfaltung und Zeitigung fördern müssen. Freylich konnte das lebendige Gefühl und der geistige Schwung des seligen Man-

*) S. J. G. Walchs religiöse Streitigkeiten in der evangelischen lutherischen Kirche. III. Seite 231.

nes solchen nicht zusagen, die in ihrer ströhernen Gelehrsamkeit und in ihrem Stumpfsinn alle zarte Empfindung des Höhern verloren hatten; sein Dringen auf Heiligung und Erneuerung, auf Selbstverläugnung und Kreuzigung des Fleisches mußte solchen ärgerlich seyn, die auf dem bequemeren Wege des historischen Glaubens bey demselben Ziele anzulangen wähnten; und wie hätte der tiefe Sinn der alten Mystik von denen erfaßt werden können, die, an scholastischen Formen und Worten klebend, die Hülle der Wahrheit nicht zu durchdringen vermochten? Selbst der heftigste unter ihnen, Lukas Osiander der Jüngere, erwarb sich mit seinem wilden Ketzergeschrey nichts als züchtigenden Widerspruch und Verachtung; und als die blinden Eiferer, im Jahr 1633., um gemeinsame Maßregeln gegen den Mann Gottes zu verabreden, zu Mölln, im Braunschweigischen, zusammentraten, so ließen es die Spötter jener Zeit nicht unbemerkt, daß in diesen Städtchen Till Eulenspiegel begraben liege. *)

Wie sich der „theologische Haß" auch gegen Arndt versuchen und gebärden mochte, so war es doch unmöglich, daß er den in seiner Lehre

*) S. Walch a. a. O. Seite 189.

und in seinen Schriften lebenden Geist vertrieb, weil derselbe da, wo er einmal hindurch gebrochen ist, sein Gebiet immer in dem Maaße erweitert, und sich um so mehr in den Gemüthern befestigt, je mehr ihm Widerspruch oder Gewalt und Verfolgung entgegen gesetzt werden. Es ist derselbe Geist, der einst in den ersten Offenbarungen des Christenthums sich aussprach, der von jeher alle diejenigen erfüllte, in denen diese Offenbarungen zur Kraft gekommen sind, und der nach allem Wechsel der Meynungen, und nach allen Aufklärungen, die uns das Licht der Wissenschaft gegeben hat, immer noch als der Kern und als das Wesentliche aller christlichen Ueberzeugung und Uebung geblieben ist. Was das sechszehnte Jahrhundert von der Vereinigung der Naturen in Christo, und von dem Geheimnisse der Abendmahlslehre disputirt und festgestellt hat, das konnte wohl nie ein allgemeines und bleibendes Interesse gewinnen, weil dasselbe dem Objekte dieser Untersuchungen fehlte, das, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, seiner Natur nach, sich jedem so darstellt, wie sein Organ es sich bildet. Aber die große Aufgabe der Religion, wie der in Sündhaftigkeit verfallene Mensch zur Versöhnung mit Gott gelange, behält ewig dieselbe hohe Bedeutung, indem unser Selbstgefühl

nicht aufhört, uns an sie zu erinnern, und es ist keine Art von Lösung dieser Aufgabe möglich, ohne daß man nicht immer wieder auf die Erneuerung des innern Menschen, auf die Anregung seines geistigen Lebens, und auf die Wiederherstellung des Bildes Gottes in ihm, im Gegensatze gegen unfruchtbaren Glauben und willkührlichen äußern Dienst zurück komme. Der Streit um den Buchstaben und das Versinken in den todten Begriff hatte das Zeitalter Arnds von diesem letzten Ziele aller Religion abgeführt; es war sein Verdienst, es wieder nachgewiesen und ins Licht gestellt, und die Empfänglichen unter seinen Zeitgenossen aufs Neue für dasselbe begeistert zu haben.

Es vermindert dieses Verdienst nicht, wenn wir den weisen und frommen Mann neben demselben, in Hinsicht auf die Vorstellung und Darstellung des von ihm ergriffenen reinen Gedanken, noch immer in dem Geschmacke und in dem Gesichtskreise seines Jahrhunderts befangen sehen. Denn in unaufhörlicher Wandelbarkeit fließen die Formen und Methoden dahin, weil sie in dem unstäten Strome des Bedingten und Zufälligen sich bewegen, während die Idee ewig bleibt, weil sie im Unbedingten und Nothwendigen besteht. Zwar hat Arndt auch in der Gestaltung

seiner Lehre, über sein Zeitalter sich erhebend, seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit bewährt, indem er, der herrschenden Weise zuwider, alle Spitzfindigkeiten der Schule und alle unfruchtbaren Theorien hinweg warf, auf allen Prunk aus der reichen Vorrathskammer damaliger Zunftgelehrsamkeit verzichtete, keine der Trophäen suchte, auf welche der polemische Sinn seiner theologischen Zeitgenossen, selbst in Erbauungsschriften, ausgieng, und in Aufsätzen, die auf das Herz wirken sollten, auch an das Herz sprach. Wenn aber dabey von ihm der Schriftsinn nicht mit der Bestimmtheit und Unbefangenheit abgefaßt wird, wozu die neuern Forschungen uns verholfen haben, wenn er manchen dogmatischen Begriff ängstlich verficht, der auf Mißverstand oder auf Vorurtheil beruht, wenn er als Realität festhält, was bloß Schöpfung des poetischen Geistes ist, was ihm, über dem Streben auf das Gefühl zu wirken, Schärfe und Klarheit verloren gehen, wenn er manchmal mit Bildern tändelt, wo es um Begriffe zu thun wäre, wenn er in der Darstellung und in der Sprache jede Regel der Kunst und des Geschmacks verschmäht, so bestätigt auch er die gemeine Erfahrung, daß keinem gegeben sey, in allem vollkommen zu seyn, so wie daß der Mensch

seine Kraft nicht mit Festigkeit und Eifer auf ein Ziel richten könne, ohne daß sich die Umgebungen dieses Ziels in seinem Organ mehr oder weniger verdunkeln. Um der besagten Unvollkommenheiten willen räumen wir es auch gerne ein, daß Arndts Schriften für unser Zeitalter keinen allgemeinen praktischen Werth mehr haben. Aber sein religiöser Geist hört um deßwillen doch nicht auf, in seiner Wahrheit und Macht zu bestehen, und alle, die reinen Herzens sind, anzusprechen, wenn gleich der Buchstabe, in dem er erscheint, auf andere Menschen und andere Umstände berechnet war. Einkleidung und Behandlung der Lehre modificiren sich ins Unendliche, aber was in ihr „Wort Gottes" ist, bleibet in Ewigkeit. Darum unterlassen wir nicht, aus den Schriften des Evangelisten Johannes und aus Pauli Briefen Licht, Trost und Erbauung zu schöpfen, ob es gleich keine unmittelbare Beziehung auf uns hat, wenn jener auf die Cerynthinianer und Johannesjünger anspielt, und dieser die Vorurtheile der Judenchristen bestreitet.

Möchte das, was in Arndts Lehre und Schriften uns als sein religiöser Geist erscheint, in unsern Tagen, in einer ähnlichen Lage der höhern Kultur, nach einer vorhergegangenen lan-

gen Hemmung und Unterdrückung, in der christlichen Kirche wieder mächtig und siegend werden! Das in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts über Teutschland sich verbreitende Licht der Erkenntniß hatte manche Blößen der bisherigen kirchlichen Systeme bemerkbar gemacht, und es waren besonders die Protestanten, denen es ziemte, in diesem Lichte nieder zu reißen und zu bauen, hinweg zu werfen und hinzu zu setzen, da das Recht der Prüfung und der fortschreitenden Nachbesserung von den Reformatoren nicht nur für ihre Person, sondern auch für alle ihre Nachfolger im Lehramte vindicirt worden war. Wie im sechszehnten Jahrhundert alle Kräfte nur für die Schriftmäßigkeit der dogmatischen Sätze geschäftig waren, so waren sie es jetzt für ihre Vernunftmäßigkeit, und wie damals, so wurde auch itzt wieder die Religion ausschließend Objekt wissenschaftlicher Behandlung, wobey der in ihr glimmende Lebensfunke um so mehr erlöschen mußte, da es dem Verstande gelang, das Uebersinnliche unter seinen Gehorsam zu zwingen, welcher doch, seiner Natur nach nur in der Erscheinungswelt herrschend, nicht begreifen kann, was des Geistes Gottes ist. Man beredete sich, der Mensch könne durch die

Kultur seines Erkenntnißvermögens gut und selig werden, und man verfuhr in Gemäßheit dieser Voraussetzung, indem man die Bildung der übrigen Seelenkräfte jener Kultur unterordnete, oder sie nur durch dieselbe betrieb. Auf diese Weise wurden wir unaussprechlich aufgeklärt, und unser Wissen dehnte sich immer mehr in die Breite; aber in den Herzen erstarb die Kraft, welche die Anschauung des höhern Lebens ihnen giebt. Es scheint aber nun, daß wir zur Kenntniß unsrer Einseitigkeit und Verirrung gekommen sind, indem diejenigen Resultate, welche von den neuern Bemühungen des teutschen philosophischen Geistes als reine und bestehende Ausbeute übrig blieben, die menschliche Kultur in Regionen fortführen, die wir mit unsrer Aufklärung und Gelehrsamkeit nicht erreichen konnten, und sichtbar darauf streben, die Geisteskräfte des Menschen harmonisch zu bilden, ihn aus der Sinnenwelt in die Kreise eines höhern Daseyns zu erheben, das Leben da anzufachen, wo es eigentlich besteht, nämlich im Gefühle und im Willen, und in unserm Innern das dritte zu Stande bringen, was aus dem Zusammenfließen des Patriotismus mit dem Stoicismus hervorgeht. Es ist von den scharfsinnigsten und edelsten Denkern anerkannt, daß der Thron der religiösen Wahrheit in dem

Heiligthume des Gemüthes stehe, daß sie, zwar von dem Lichte der Vernunft erklärt, aber nur in der Gesinnung lebendig sey, daß ihre Kraft nicht in dem vernünftigen Bewußtseyn, sondern in dem Gefühle liege und sich offenbare, und daß Heiligkeit und Seligkeit nur durch Anregung dieses Gefühls — das der Sitz der Andacht, der Liebe und der Hoffnung ist — hervorgebracht werden können. Haben wir auch hiervon im Allgemeinen nach nicht mehr als das Anerkenntniß gewonnen, so sehen wir doch in ihm schon einen Fortschritt zum geistigern Daseyn; wenigstens konnte der religiöse Geist nicht zurückkehren, so lange wir nicht im Besitze seiner Ideen waren. Es ist unsre größte Angelegenheit, daß nun auch seine Kraft in uns mächtig werde. Nur von ihr können wir hoffen, was der Menschheit frommt; nur sie kann uns die Ketten abnehmen, die sinnliche Selbstsucht, Engherzigkeit und sklavisches Haften an den Interessen des thierischen Lebens, zu unsrer Schmach, uns angelegt haben. Nur sie kann uns erheben über die drückenden Lasten der Zeitlichkeit, und die jämmerliche Gegenwart versüßen, durch die Offenbarung einer alles ausgleichenden, herrlichen Zukunft. Durch sie kommt das Reich Gottes zu uns.

Der Sieg bey Höchstädt am 13ten August 1704.

Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern, der im Jahre 1679 den Thron seiner Väter bestieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geisteskraft, und tapferm, in kühnen Bestrebungen sich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die sich die Großen der Welt durch weise und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch stille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen und erregt, durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht, die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Rast in irgend einer bestimmten Gränze, und Land und Leute schienen ihm nur gegeben, um sich ihrer als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes

und zur Ausführung seiner stolzen Anschläge bedienen zu können. Es gewährten ihm, in der Jugend seines Lebens, die Kriege, welche damals der Kaiser Leopold gegen die Türken führte, einen schönen Spielraum, um sich in großen Kämpfen zu versuchen, und es melden die Annalen jener Zeit, nicht nur mit welcher Macht er zu wiederholten malen gegen den Feind des christlichen Namens ausgezogen sey, sondern auch, wie er durch verständige Anschläge und tapfere Thaten unter den Fürsten der Heere geglänzt habe. Aber diese Anstrengungen waren kein Segen für sein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung seines Vaters Ferdinand Maria war gesammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefielden von Ungarn ihr Grab; die Waffen enzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; schwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürsten von diesem Sinne mußte wohl die Aussicht auf die herrlichste Erbschaft, die irgend einen Sterblichen anfallen konnte, einen gedoppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzessin Marie Antonie von Oesterreich vermählt, einer Nichte des Königes Karls II. von Spanien, mit dem sein Stamm sich zum

Erlöschen neigte, und der Prinz Joseph war die Frucht dieser Ehe. Nichts schien mehr das Gelingen dieser großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblasser welkte dahin; jedermann schien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feyerliches Testament setzte ihn der König (1698.) zu seinem Thronfolger ein. Es werde, so hatte es das Ansehen, die Macht des Hauses Wittelsbach, künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der südamerikanischen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerstörte die Vorsehung, was die Politik so mühsam und mit so großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joseph im Begriffe war, dem Wunsche der Reichsstände gemäß, nach Spanien abzureisen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einst beherrschen sollte, machte ein plötzlicher Tod seinem jugendlichen Leben ein Ende. (1699.) Es ward dem Kurfürsten schwer, diese Tücke des Schicksals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entrissen hatte, waren so große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte sogar Jahre lang seine Erblande verlassen, um die Niederlande als spanischer Statthalter zu

regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was sie einst von einem Regenten seines Stammes erwarten dürfte. Dieser Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin schon erschöpften Baierns bestritten. Man erhöhte die Steuern, und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals schon die Stempeltaxe war. Dazu machte man Schulden so viel man konnte, und verkaufte sogar kurfürstliche Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprichwort in Lauf: „der Kurfürst habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem unaufhörlichen Streben durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und indem er zu seinen Zwecken jedes Mittel sich erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwigs zweyten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht widersprach. Als nun Karl gestorben war, (1. Nov. 700.) stritten sich Frankreich und Oesterreich über seine Hinterlassenschaft, und es

begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwährigen Kriege, dessen Schrecken, zu Wasser und zu Lande sich verbreitend, die meisten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem die spanische Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, sich ergeben hatte, auf der andern Oesterreich, mit dem Groß-Britannien, die vereinigten Niederlande, das teutsche Reich, Portugall und Savoyen sich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrschaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der französischen und spanischen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß sehr thätig, um den Kurfürsten von Baiern in das französische Interesse zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundsgenosse von diesem kriegerischen Charakter, und der im Besitze so ansehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal seine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutschland, besondere Vortheile darbot. Zugleich stand zu erwarten, daß sein Bruder Joseph Clemens seine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Kölln, sondern auch die Infuln von

Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verstärkung gewähren konnte. Der Sieg der französischen Politik war auch in diesem Falle nicht schwer. Erst hatte man das väterliche Herz des Kurfürsten mit unversöhnlicher Entrüstung gegen den Kaiser erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod seines Prinzen eine Veranstaltung des Oesterreichischen Hofes sey; und dann bot man seinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verlust der spanischen Monarchie zum Theil entschädigen konnte. Ein Vertrag, den sein Gesandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königes Karl, in Paris, abschloß, ertheilte ihm die Versicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht nur alle Kosten des Krieges tragen, und ihm lebenslänglich ansehnliche Subsidien an Geld reichen, sondern auch, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden ihm und seiner Nachkommenschaft auf ewige Zeiten verbürgt, und er auf den teutschen Kaiserthron erhoben werden sollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung desselben herbey führen würde. Diese Verheissungen waren hinreichend, um den Kurfürsten in Frankreichs Fesseln zu verstricken. Die Kaiserkrone war eine unwiderstehliche Lockung für

seine exaltirte Phantasie, und die Zusage großer Geldhülfen mußte ihm in seiner Noth über die Maaßen willkommen seyn. Denn das kostbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung seiner Finanzen auf einen so hohen Grad gebracht, daß er genöthiget war, seine Kleinode und selbst seinen Kurhut an die Holländer zu versetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geschlossen, erhalten hatte, reiste er in der Verkleidung eines Jägers nach Versailles, um seine Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft persönlich auszudrücken. Nach seiner Zurückkunft nach Brüssel ließ er den Herzog von Anjou als Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande, (22. März 701) und gieng nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Plane zu treffen. Das baierische Volk empfieng ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20.000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbey, und bereitete alles dergestalt, daß man täglich losschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel seyn können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug Oesterreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vordern Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beyzutreten, und als der Kaiser (17. Juny 702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen, das geringste Leid zuzufügen oder et-

was zu entziehen begehrt haben." Der Kurfürst von Kölln hatte früher schon die Hülle fallen lassen, indem er in die Stadt Lüttich, so wie in die Städte und festen Plätze des Erzstifts unter wichtigem Vorwande französische Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaisers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weise erwiederte, welche die Absicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde, und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römische König Joseph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürst seine gesammte Heeresmacht an dem Ufer des Lechs, zwischen Ingolstadt und Augsburg, zusammen. Seine Versicherung, daß er diese kriegerische Stellung blos in der Absicht nehme, um seinen Ländern ihren Ruhestand zu sichern, war nicht hinreichend, die Besorgnisse niederzuschlagen, die aller Herzen erfüllten. Er säumte auch nicht, das Geheimniß seines Anschlags zu offenbaren. Er hatte beschlossen, sich durch Ueberraschung der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern

beherrscht, und zur Vereinigung mit der französischen Hülfe, der man entgegen sah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 702) von dem Obristlieutenant Pechmann mit Verstand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meister der Stadt. Die Eroberung kostete beynahe kein Blut. Das gesammte Heer, das am Lechrain sich versammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angst und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürst sandte Eilboten an die ausschreibenden Stände der beyden letztern Kreise, und erklärte ihnen, daß er sich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität seiner Lande zu sichern, daß das höchste Interesse der Kreise es fordere, auf demselben Grundsatze zu bestehen, da die spanischen Händel für Teutschland gleichgültig seyen, und daß er in jedem Falle solche Maaßregeln ergreifen werde, die der Wohlfarth seiner Staaten und seiner Unterthanen zusagen. Niemand ließ sich durch Vorspieglungen dieser Art über seine Absichten täuschen. Die drey Reichskollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, die ausgeübte Gewalthat durch alle reichsverfassungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine so vornehme Reichs-

stadt“ nicht nur wieder in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiser erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt **Ulm** „von einem Eidam und so nahen „Verwandten“ gekommen sey, und zugleich ihn „freund- vetter- und gnädiglich, auch väter„lich“ ermahnte, alles wieder in den vorigen Stand zu stellen, und mit den den schwäbischen und fränkischen Ständen angedrohten Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigensfalls gegen „solche unverantwortliche Gewalt“ alle verfassungsmäßigen Mittel, mit Nachdruck, vorgekehrt werden würden. Der Kurfürst blieb aber unerschütterlich auf seinem Sinne. Er zog mit einem Theile seines Heers vor **Memmingen**, welche Stadt sich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag auf **Augsburg**, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontribuzionen in die schwäbischen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsschluß vom 12. Oktober erklärte **Maximilian Emanuel** für einen Feind des Vaterlands. Der Kaiser erließ die Abrufungsbriefe an seine sämmtlichen Dienstleute,

Soldaten und Unterthanen. Der baierische Resident zu Wien, v. Morman, erhielt Befehl, die Oesterreichische Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen gieng der General Villars bey Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die baierische Macht zu verstärken. Das Treffen bey Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere, und benützte die Ruhe, um sich zu verstärken, und seine Feinde durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer; erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städchen Weiden in der obern Pfalz besetzte, und dann indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zween Heerhaufen in das Land ein. Der erstre, befehligt von dem Generale Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz, und drang, nach einem glücklichen Gefechte, bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der Gene-

ral Schlik kommandirte, bewegte sich gegen den Inn, und berennte das Städtchen Schärding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst, durch die Klugheit seiner Anstalten, und die Tapferkeit seiner Truppen, den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrunn fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptkorps, in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg, angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und besetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bey Regenspurg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachläßigte Reichsfestung Kehl erobert hatte, gieng in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere, auf dreyen Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bey Tutt-

lingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten, (12. May) nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen, und zog schwere Contributionen aus dem Lande. Da das baierische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und baierische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf das Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längst der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen.

Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (20. Juny) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken. Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die ehrenberger Klause fielen beynahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischen Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Baiern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beynahe die Hälfte des Heers ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco, mit seltenem Edelmuth, sich für ihn aufopfert. Die Tyroler

verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten ihnen siebenfältig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und baierische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Teutschlande. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen, und das zur Hülfe herbey eilende Heer der Verbündeten bey Speyerbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Teutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Korps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf, und bes

wegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bey Nördlingen, und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich täglich mit dem Feinde, und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bey Freyburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Pässe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen, und sich (17. May) bey Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun, in starken Märschen, über Donaueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längst der Donau nach, und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutschlands eine große Hülfe herbey. Es

hatte sich nämlich ein 30.000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammen gezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie zu gewinnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben. Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Kölln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letztern Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, gieng bey Ladenburg über den Neckar, und rückte in drey Heersäulen in das Herzogthum Wirtemberg ein. Am 9. Juny sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammen traten, und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen, in die Gegend von Ulm, und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserli-

chen Armee bey Elchingen, (22. Juny) worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte, und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heers gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Baiern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, und den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Er hatte seine Stellung längst dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bey Donauwärth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet, und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweyten des Heumonats, Nachmittags um 4 Uhr, erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff. Und zwey Stunden später war die

Schanze überstiegen, der Feind geschlagen, und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen, und wo von beyden Seiten so viele Offiziere vom ersten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Teutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger *); und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnung mehr, da es von seiner Landespatroninn so sichtbar verlassen worden sey. Eiligst hub der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf, und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Do-

*) Z. B. Haud Secus ac largo qui Semine conserit arva,
Laetius ut vireant impre rigata cupit.
Sanguine sic Nostros, Angli Batavique rigastis,
Major ut hinc Vobis gloria Surgat agros.

nauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bey Friedberg am Lech und schikten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München streiften, und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in die Asche gelegt worden seyn sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüber stand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bey weitem überlegen, und hatte seine Operationen mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Baiern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so ferne. — Diese Umstände konnten seinen starren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister Graf von Wratislau, im Namen des Kaisers, das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten. Besonders war die geforderte gänz-

liche Wiederherstellung des Kurfürsten von Kölln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundsgenossen, und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee, zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Akte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen. Aber in diesem Augenblicke trat ein Eilbote herein, und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da huben sich mit einem male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerde begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg, und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen.„ Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Sukkurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurück gegangen, und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber stand, beobachtete seine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Li-

nien von Stollhofen, bald auf die Festung Philippsburg anzudeuten schienen. Aber die Niederlage am Schellenberg, und die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben seinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhub er sich mit einem 35,000 Mann starken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marschall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8,000 Mann das Elsaß deckte. Erst belagerte er Villingen und ängstete es drey Tage lang mit dem Feuer seines Geschützes. Als ihm aber der Kurfürst entbot, daß er genöthigt sey, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht schleunigst herbey komme, so hub er die Belagerung auf, und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Wirtemberg bedekend, ihm immer auf seiner linken Flanke begleitete — über Donaueschingen und Ulm nach Augsburg, wo er sich am 4. August mit dem baierisch-französischen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen. Denn durch sie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu steuern, die bisher so viel

Mißmuth erregt hatten. Auch war von diesen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da sie, indem sie größten Theils zu dem Hause des Königs gehörten, den Kern der französischen Kriegsmacht ausmachten. So schilderte sie der Marschall selbst. Als er nach seiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg, dem Kurfürsten vorgestellt wurde, sprach er zu ihm: „Sehen Sie hier, gnädigster Herr, diese un„überwindliche Armee, welche Landau genommen, „die Feinde bey Speyerbach geschlagen, und die Li„nien troß alles Widerstandes gebrochen hat, die „Sie in den Stand setzen wird, Ihren Zweck zu „erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle „Schwierigkeiten überwinden wird.“ *) Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die sämmtlichen französischen Truppen, da Villars, mit dem sich der Kurfürst nicht vertragen konnte, früher schon abgegangen war.

*) „Monseigneur! je vous presente içi cette armée invincible, qui a pris Landau, battu les ennemis à Speyerbach, passé les lignes malgré tout l'effort de le garder; et qui vous mettra en état de pousser votre dessein à bout, en surmontant tous les difficultés par la valeur de nos trouppes.“

So bald die Vereinigung geschehen war, brach das Heer (6. August) im Gefühle seiner verstärkten Kraft, in dem Lager bey Augsburg auf, und bewegte sich gegen die Donau, in der Absicht, den Prinzen Eugen, der mit seinem Korps in der Herrschaft Heidenheim stand, zu überfallen, und vereinzelt aufzureiben. Dieses Vorhaben entgieng dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor schon die Stellung bey Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und gieng am 11. August bey Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bey Lauingen über die Donau gezogen. Beyde Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Baiern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verlohren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich

gegen dieselbe zu versuchen, und damit das Schicksal von Teutschland von den Resultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht säumen den Feind anzugreifen, weil zu besorgen war, daß der Marschall Villeroi sich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein solches Mißverhältniß der gegenseitigen Kräfte entstand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu siegen, untergieng. Waren sie aber auf solche Weise auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, so hieng es von dem Feinde ab, sich zum Meister von ganz Schwaben zu machen, und alle Hülfsmittel, die dieses reiche Land darbietet, für sich zu benützen; zugleich marschirte er dem Feldmarschall Grafen von Nassau-Weilburg, der mit einem schwachen kaiserlichen Korps am Oberrhein stand, in den Rücken, und schnitt die Verbindungen von Philippsburg und Maynz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieser Umstände konnte die Befehlshaber der allirten Macht um so mehr zum ungesäumten Angriff bestimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte, und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarten, in dem sie dem verhaßten Feinde unter das Gesicht treten sollten.

Indessen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bey Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisäden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es, im emporsteigenden Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner sumpfigten Ufer nicht leicht zu überschreiten war. Ueberdieß bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französisch-baierische Armee bestand aus 82 Bataillons und 146 Eskadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Eskadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beyden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appetzhofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Eskadrons, eine

Rekognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen, und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deßhalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen, und dem Heere den Weg zu allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Das Gepäcke der Armee wurde nach Rietlingen, bey Donauwörth, zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Colonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus zwey Infanterie- und eben so viel Cavalleriecolonnen. Den linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons, den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen

und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Eskadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen, und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden war, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Eskadrons die neunte Colonne; die vorangeschickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischen diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Höhe versammelten die beyden Oberbefehlshaber die Generale um sich, und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth alles in Bewegung. Es fielen zween Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee stellte sich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittler Weile bis in die Ebene gekommen, die sich längst dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwey Mühlen bey Blindheim, die der Feind stark besetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der

Uebergang über denselben bot große Schwierigkeiten dar. Das Wasser war überall ausgetreten; an mehrern Stellen des Ufers zogen sich große Moräste hin. Man war genöthigt, im Angesichte des Feindes fünf Brücken zu schlagen, und durch Faschinen einige sumpfigte Punkte trocken zu legen. Dieß Geschäfte suchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Canonade begann, die jedoch wenig Schaden verursachte, und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet, und sämmtliche Bestandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 englischen Bataillons und 4 Bataillons Hessen zuerst auf den Feind, griff die beyden Mühlen bey Blindheim muthig an, und nahm sie in Besitz. Sogleich wird stürmend auf das Dorf selbst vorgerückt. Man kommt bis an die Pallisaden und schlägt sich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzosen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reuterey, die mit Ungestüm die Weichenden ver-

folgt, bringt Angst und Verderben in ihre Reihen. Doch die Hessen wenden wieder um, stellen sich in Schlachtordnung, und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf englische Escadrons verfolgen ihn, und setzen über den Bach. Frische französische Brigaden eilen herbey, und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da stehen abermals die Hessen unerschütterlich wie die Felsen. An ihnen bricht das Ungestüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwey englische Brigaden vereinigen sich mit den Hessen, und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird gestürmt, aber die höchste Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dieß wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beyde Theile eine Menge braver Krieger gekostet. Das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reuterey anrücken sollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. So bald die französische Cavallerie sie erblickt, fällt sie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungestümen Angriff auf sie. Zugleich wirkt das Feuer des französischen Fußvolkes zerstöhrend auf ihre

Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erste Linie zieht sich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft schwankt in diesem Augenblicke das Schicksal des Tags. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgische General von Bülow, an der Spitze von drey Dragonerregimentern, herbey, stürzt auf die feindliche Reuterey, wirft sie mit großem Verluste über den Bach zurück, und treibt sie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieser muthigen That giebt der übrigen Reuterey neue Zuversicht. Sie bildet sich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an, und bringt sie, nach hartnäckigem Widerstande, zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg scheint sich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerschrocken in der Gefahr, und durch sie nur zur größern Anstrengung erregt, führt zehn Bataillons zur Unterstützung seiner Cavallerie herbey. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von sechs hanoveranischen und hessischen Bataillons, und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieser Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen seine Anstrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In

diesem verhängnißvollen Moment sprengt der teutsche Held, Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung stürmt er vorwärts auf die französische Reuterey, trennt ihre Escadrons und treibt sie in eine wilde Flucht. Während diese flieht, stürzt er auf die besagten zehn Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß sammelt die fliehende Reuterey sich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Hessen-Kassel über sie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwischen Blindheim und Höchstädt über die Donau geschlagen war, um sich auf das jenseitige Ufer zu retten. Unaufhaltsam dringen die Sieger auf die Geschlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht. Viele von ihnen, besonders von dem schönen Corps der Gensdarmes werden in den Strom gesprengt, und von den Fluthen verschlungen.

Tallard, indem er die Reuterey weichen sieht, strengt alle seine Kräfte an, sie wieder zu sammeln und zum Stehn zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu seiner Rettung.

Er wird verwundet, und bey einer Mühle, unweit Sondern, von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der hessische Obristlieutenant von Boyneburg stößt auf ihn, und ob er gleich schlecht gekleidet war, erkennt er ihn an seiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umsonst biethet Tallard dem braven Krieger seine Goldbörse, sein Ordenszeichen und sein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold, erwiederte derselbe, ist es mir zu thun, sondern um Ihre Person.“ Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieser empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marschall! sprach er, aber haben Sie Geduld, und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bey Speyerbach gerächt worden.“

Während diese blutigen Kämpfe die Umgebung von Blindheim mit Grauen erfüllten, stritt der General Prinz von Hollstein-Beck gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marschall von Marsin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er gieng an der Spitze von zehn Bataillons ohne Schwierigkeit über den Bach. Aber sobald er jenseits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf

seine Brigade über den Haufen, und trieb sie wieder über den Bach zurück. Das goorische Regiment wurde fast ganz zusammen gehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Eskadrons dänischer und hanoveranischer Reuter flogen herbey, um die Bedrängten zu unterstützen; aber sie theilten mit ihnen gleiches Schicksal. Unterdessen ward die Niederlage des Feindes auf seinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte sogleich dem Mittelpunkte zu, sammelte die Geschlagenen, verstärkte sie mit einigen Escadrons Reuterey, und führte sie wieder über den Bach der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung, und schritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzosen, vom Schicksale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht. Geschlossen und mit fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürst mit seinen tapfern und kraftvollen Baiern stand, hatte unterdessen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beyden Infanteriecolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Ba-

taillons Preußen bestanden, führte der berühmte teutsche Held, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau an, die Reuterey aber, die gleichfalls in zwey Heersäulen marschirte, und 92 Escadrons stark war, befehligte der Prinz Georg August von Hanover und der Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg. In zwey Linien rückte diese ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen, vor. Diese Bewegung war, wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Demungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen, und der General von Scholten, an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf sie los, und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch

wird die Flanke des Fußvolks entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen andern Regimentern, herbey, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwey Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reuterey abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reuterey abermals zu einer retrogaden Bewegung genöthigt. Demungeachtet behauptet der Fürst Leopold das Feld, und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden

sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonnete rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bey weitem an Zahl überlegen; seine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztre, von dem Prinz Eugen angeführt, herbey, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Lauingen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewunderswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beyspiel und die zweck-

mäßigen Anordnungen des Kurfürsten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Festigkeit und ohne sehr großen Verlust gemacht. Um gegen ein so treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geist und Besonnenheit. Dieser große Feldherr legte selbst das Geständniß ab: „Der Widerstand des Feindes und des Kurfürsten sey über alle Erwartung gewesen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieser Tag für Teutschland, für die österreichische Monarchie, vielleicht für ganz Europa entscheidend gewesen seyn."

So waren denn beyde Flügel der feindlichen Armee geschlagen; aber noch standen 27 Bataillons Infanterie und 13 Eskadrons Dragoner hinter den Pallisaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf diesem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reuterey des rechten Flügels fliehen sah, die Gefahr seiner Stellung, suchte eine Fahrt durch die Donau, und fand in dem Strome seinen Tod. Bald sah der General Blansac, der nun an die Spitze dieses Heerhaufens trat, sich von allen Seiten abgeschnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbey; die fran-

zösischen Vorwachen waren genöthigt, sich in das Dorf zurück zu ziehen. Da sammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freywillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die besagten beyden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich durch den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Officier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blansac nahm das Anerbiethen an. Umsonst zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Seviere und Joury ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten. Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blansac gieng das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherey noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee“ nicht mehr. Achtzehn Tausend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erstern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Officiere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Valseme und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperoux, la Valliere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Vasse, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauvebœuf und v. Orival, im Ganzen 818 Officiere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Man-

gel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meisten, nach Hinwegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, so daß von der anfänglich über 60,000 Mann starken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, sämmtliche Kriegskassen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutschen, (in welchen lauter französische Damen saßen,) und 334 mit zum Theil kostbaren Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieses ruhmvollen Tages.

Bey dem hartnäckigen Widerstande, den die Franzosen und die Baiern in der Schlacht geleistet haben, und bey den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verlust der Sieger sehr beträchtlich seyn, wie sie denn auf beyden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erstern befanden sich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obri-

sten v. Kailer, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Dedelschwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Wirtemberg, der Prinz von Hollstein-Plön und der Obrist v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daselbst verbunden; aber auch von ihnen wurden später noch sehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten sich die Oesterreicher, und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und so wurden sie auch in die Heimath dieser Nationen abgeführt. Tallard nahm, unter einer starken Bedeckung seinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach Endland übergeschifft wurde. Er verweilte daselbst bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeschränkte persönliche Freyheit, sondern wußte sich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königinn Anna zu verschaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und seine Parthie zu stürzen, und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich schloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde.

Sein Vaterland belohnte dieses Verdienst, indem es ihm, nach seiner Zurückkunft, die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchstädt hatte er sich desto weniger Ansprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieses Tages und die Vernichtung der schönen Armee, die er befehligte, fällt beynahe ausschließend der Zweckwidrigkeit seiner Maaßregeln zur Last. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachsamkeit und rasche Thätigkeit hindern konnte, geschehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit das Schicksal seiner gesammten Macht an die Entscheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das schwache Korps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie seine Ueberlegenheit hoffen ließ zu schlagen, so war Marlborough genöthigt, sich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutschland vom Rhein bis an den Inn war seine Eroberung. Indessen schienen, auch nachdem diese Vereinigung geschehen war, die Vortheile seiner Stellung, der Charakter seiner

Truppen, und sein Ueberfluß an physischen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er versäumte beynahe alles, was nöthig war, um sich desselben zu versichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während sie sich zur Schlacht rüsteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu seiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künstlich verwahrt; auch wurde der Feind, als er sich die Wege über die Moräste und Gräben bahnte, nicht thätig genug in seinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heers wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weise geschwächt. Ueberdieß hatte man versäumt, auf dem erstern Posten Kanonen aufzupflanzen, durch deren seitwärts streichendes Feuer den Verbündeten großen Schaden zugefügt worden seyn würde. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, sich fest zu setzen und zu verstärken. Deßgleichen gereichts es dem Marschall Marsin zum Vorwurfe, daß er, als Taliard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterstützen, was er um so eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb.

Ohne diese unverzeillichen Fehler wäre das Resultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigstens würde ohne sie keine so große und schimpfliche Niederlage erfolgt seyn. Indessen fällt auch nicht der mindeste Vorwurf auf den Kurfürsten. Alle seine Anstalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorsicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht sein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geschlagen war, konnte er sich nicht mehr halten. Doch erwarb er sich da noch den Ruhm eines geordneten und mit geringem Verlust verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieses schönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürsten zu verkünden, wie wundersam Gott ihre Waffen gesegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feyerte die Armee auf der Wahlstadt ein frommes Dankfest; *)

*) Auch vor und während der Schlacht hatte der religiöse Geist jener Zeit sich auf eine rührende Weise geoffenbart. Der holländische General v. Hompesch meldete den Generalstaaten in einem Schreiben vom 17.

am Schlusse desselben wurden alle Kanonen gelößt. Ganz Teutschland ertönte von dem frohen Triumphgeschrey. In Wien, London, Berlin, Haag und Koppenhagen begieng man den Sieg mit glänzenden Feyerlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feste angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der stolze Feind diese Demüthigung erlitten, empfiengen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es sich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeyert. Der Kaiser ertheilte ihm die reichsfürstliche Würde, ernannte ihn zu seinem Feldmarschall, und ließ ihm durch seinen Prinzen, den römischen König Joseph, einen kostbaren Degen und einen mit vielen Diamanten besetzten Marschallsstab einhändigen.

August, ehe man ausgerückt „habe die ganze Armee ein „eifriges Gebet zu Gott verrichtet" — „welches, setzet er hinzu, auch erhört worden." (S. der mit Blut vermischte Donaustrom. IV. Fortsetzung 4. Leipzig 704. S. 118.) deßgleichen versichern handschrifliche Nachrichten, daß man, als der von Höchstädt herschallende Kanonendonner dem umliegenden Lande eine große Schlacht verkündigt, in Städten und Dörfern die Kirchen eröffnet, und dann das Volk bis auf den Abend, vor den Altären knieend, Gott um Sieg für die Sache des Vaterlands angefleht habe.

In Paris hatte der dortige lothringische Resident die erste Zeitung von der Niederlage bey Höchstädt empfangen. Aber die französische Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Rasenden. Doch frühe genug erfolgte die Bestätigung, und man konnte es sich nicht mehr verheelen, daß das Unglück noch größer sey, als die ersten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptstadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verlust eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man schlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß seit dem unglücklichen Tage bey St. Quintin (10. August 1557) da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen besiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die französische Macht getroffen. Umsonst suchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem sie bekannt machte, daß die ersten Gerüchte von der Niederlage übertrieben gewesen seyen. Der König war äußerst entrüstet über die, welche er für die Ursache des Unglücks hielt. Der alte Marschall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Gesicht sagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und diese Blüthe der französischen Macht

„nicht auf die Schlachtbank nach Baiern liefern „sollen." Um die auf solche Weise entstandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Osten des Reichs gegen das Andringen des Feindes sicher zu stellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der Verhältnißmäßigen Reuterey, und die Aufstellung einer Landwehre verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen stand, Befehl, mit seinem Korps das königliche Heer am Oberrhein zu verstärken.

Die Trümmer der französischen und baierschen Armee nahmen, von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage so denkwürdig geworden, ihren Marsch längst der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Besatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an sich, und schlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall sahen sie sich von dem entrüsteten Landvolke angegriffen, dessen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüstungen nur noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu sichern, gieng ihnen der Marschall v. Villeroy über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte sich mit ihnen bey Donaueschingen

(25. August) und führte dann, was sich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bey dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem baierischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Gränzen Teutschlands durchaus zu keinem Dienste verpflichtet halten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten gieng, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf, und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Aufsäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte sich, auf den durch Wirtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General v. Thüngen blieb mit 12.000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber gieng

über den Rhein, belagerte Landau, und wurde am 26. November Meister dieses wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regenspurg, Straubing, Passau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29 November seinen Einzug in Trier. Wenige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der baierischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft seyn. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königes Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht“ ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde.“ Es wurden sowohl von ihr, als

auch von den baierischen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben damals Landau einschloß, dictirte. Vermöge desselben sollten alle feste Plätze in und außer Baiern, die von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, mit ihren sämmtlichen Vorräthen, dem Kaiser eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolstadt, Rain, Wemdingen und Donauwörth, sollte der Kurfürstinn bleiben, alles übrige Land aber zur Disposition des Kaisers seyn. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erschien der Graf von Löwenstein-Wertheim als kaiserlicher Statthalter in Baiern, und empfieng die Huldigung von den Unterthanen. Der Gesandte des Kurfürsten am Reichstage war, so wie der kurköllnische, zuvor schon verwiesen worden. Zahlreiche kaiserliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demselben die Winterquartiere. Die Kurfürstinn begab sich zu ihrer Mutter, der verwittibten Königinn von Polen, nach Venedig.

Die kaiserliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, steckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheuere Abgaben von ihnen, die sie um so weniger zu leisten im Stande waren, da das Land schon seit mehrern Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit so große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürst säumte nicht durch geheime Einflüsse sie immer mehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entschlossene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen sey; aber da es ihnen nicht gelang, die Verschwörung hinreichend zu verbergen; so ertheilten sie selbst dem Eroberer die Berechtigung noch härter zu verfahren. Schon der erste Verdacht war hinreichend gewesen, der Kurfürstinn die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun gieng man aber noch weiter. Die ganze baierische Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München besetzt, die dortigen Festungswerke niedergerissen, die kaiserliche Kriegsmacht im Lande verstärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demselben Verhältnisse stieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705.) brach

die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte sich der erste kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben sich erhub, und viele verabschiedete baierische Offiziere und Soldaten seinen Muth anfeuerten und seine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghausen, Braunau, Scharding und alles Land zwischen dem Inn und der Isar in die Hände der Empörer. Von da breitete sich das Feuer an die Donau und dann auch nach Ober-Baiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiserlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grausamkeit, womit sie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der sie bey Wilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in diesen beyden Treffen ihrer gegen 9,000 unter dem feindlichen Schwerdte gefallen sind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte und Dörfer unterwarfen sich den Siegern. Aber es war in diesem Aufstand viel Blut umsonst vergossen worden, und schrecklich hatten die Oesterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unschuldigen verfolgt.

Viele, zum Theile Leute von Rang und Ansehen, die sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, starben, nach Unterdrückung desselben, unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt. Die Oesterreichische Regierung aber glaubte sich alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache so sehr gereitzt hatte.

Joseph I. der unterdessen nach dem Tode seines Vaters Leopold den Kaiserthron bestiegen hatte, verfolgte mit Eifer den schon früher entworfenen Plan, vermöge dessen die gegenwärtige Gunst der Umstände benützt werden sollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauses Oesterreich zu vereinigen. In dieser Absicht sprach er, jedoch ohne strenge Beobachtung der reichsverfassungsmäßigen Formen, am 29. April 1706. über die Kurfürsten von Baiern und Cölln die Acht aus, und zwar dergestalt, „es sey Maximilian Emanuel aller „Reichslehen, Regalien, Ehren, Würden, An„wartschaften, und Privilegien zu berauben, aus „dem Schutz und Schirm des Reichs zu verstos„sen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu „versetzen; auch soll sein unglückseliger Leib je„dermänniglich preis gegeben seyn, so daß an

„ihm niemand freveln, oder sich vergreifen möge.„ Da durch dieß Urtheil alles Besitzthum des Geächteten herrnlos wurde, so hieng es von dem Kaiser ab, darüber zu schalten, und er benützte diese Befugniß, indem er die Eroberung theils mit seinen Erblanden vereinigte, theils an seine Bundsgenossen und an die treuen Diener seines Hauses verschenkte. So erlangte Donauwörth die verlohrne Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürst von der Pfalz die verlohrne alte pfälzische Kur, sammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrschaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg die festen Schlösser Rothenberg und Hartenstein, der Herzog von Wirtemberg Wiesensteig, und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau und den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinsendorf, die Grafschaft Hals, dem Grafen von Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber sammt dem

ganzen Gerichte, Scharding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Baiern und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebene Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die baierischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstinn vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in trifftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dieß alles in Baiern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrükten, zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bey Höchstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bey den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des französi-

schen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verläugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die frühern Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfnisse geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen seine Geschäftsleute in Paris auf Unterstützungen; aber bald wurden sie mit Hohn abgewiesen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abschlägige Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souverainetät

über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröstungen. Oft ward sein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treulosigkeit der Franzosen tief gekränkt. Erschien er selbst an Ludwigs Hofe, um durch seinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem französischen Interesse gebracht, so übertäubte man ihn mit Zerstreuungen, Jagden und Festen, auf daß der Zweck seiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabey die Auszeichnungen, die sein Ehrgeiz zu fordern sich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weise fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreisen der Glücklichen überlästig wird. Die Ereignisse des Kriegs gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbesserung seines Schicksals. Denn seit dem Tage bey Höchstädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzosen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königes Schläge, die wohl einen Regenten von zuversichtlichem Sinne in Verzweiflung stürzen konnten; namentlich gieng in den Niederlanden eine Festung nach der andern verlohren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, so daß es schien es dürfte dem Kurfürsten von seiner Statthalterschaft bald so wenig übrig bleiben, als ihm

von seinen Erbstaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafschaft Namur, dann die Festungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien seinen so oft wiederholten Wunsch erfüllte, und die gesammte Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich diese Abtretung nur zum kleinsten Theile realisirt werden konnte, so hatte sich doch ihren Werth, weil der Kurfürst dadurch die Möglichkeit erlangte, seiner Zeit gegen die Zurückgabe seiner alten Lande einen Ersatz darzubieten.

Der Tod des Kaisers Joseph I. und das durch Marlboroughs Sturz bewirkte veränderte System am englischen Hofe retteten Frankreich aus seinen Verlegenheiten. Es versöhnte sich in dem Vertrage von Utrecht mit seinen Feinden; nur Oesterreich sah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars seine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf französischer Seite sey, und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastadt (6. März 714.) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 714.) unterzeichnet, und darinn ausdrücklich versehen,

daß die beyden Kurfürsten von Baiern und Kölln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie solche vor dem Kriege inne gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die baierische Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber gieng wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreyer Flüchtling, zehn Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgezogenen Landes, dann die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeylichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht suchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geisteskraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

Der Untergang des Hauses Hohen-Staufen.

Die Geschichte des Hauses Hohen-Staufen erfüllt, von Friedrichen von Büren an bis auf Konradins erschütternden Tod, kaum einen Zeitraum von 200 Jahren. Aber sie stellt in dieser vergleichungsweisen kurzen Periode einen großen Wandel der Dinge dar, erregt und getrieben durch Menschen von ungewöhnlicher Kraft des Geistes und des Gemüths, und giebt einen recht anschaulichen Commentar über die alte Lehre, daß in den menschlichen Dingen eine Nothwendigkeit herrsche, welche die höchste Stärke des Geistes und der beharrlichste Wille nicht zu brechen vermögen.

Friedrich, von dem Bergschlosse Staufen, das er erbaut hatte, seinen Namen führend,

zeichnete sich unter den schwäbischen Dynasten seiner Zeit durch ansehnlichen Güterbesitz und durch löbliche Eigenschaften aus. Der König Heinrich IV. lohnte die Treue dieses seines wackern Waffengenossen, indem er ihm seine einzige Tochter Agnes zur Ehe gab, und ihm zugleich das Herzogthum Schwaben verlieh. (1079.) Aber es erhub sich gegen diese Verleihung, in Beziehung auf die ihm früher ertheilte erbliche Anwartschaft, der Herzog Rudolph, Heinrichs Gegenkönig, den der Herzog Welf von Baiern, und Bertold von Zäringen zur Seite standen. Siebenzehn Jahre mußte Friedrich mit ihnen um die Behauptung des schönen Erwerbes kämpfen, und ob ihm wohl die Feinde meistens überlegen waren, so gelang es ihm doch denselben zu erhalten. So ward er der Stifter der folgenden Größe seines Hauses.

Der Ruhm und das Gut des Vaters ward von seinen beyden Söhnen Friedrich und Konrad stattlich verherrlicht und vermehrt. Jener verfocht, mit tapferm Arm, das Herzogthum gegen jedermänniglich, vergrößerte und verstärkte dasselbe, und zwang die mächtigen Innsaßen zum Gehorsam. Konrad aber erhielt erst die fränkischen Besitzungen, die der Vater schon verwal-

tet hatte, und bald verlieh ihm Heinrich V. auch noch das ganze Herzogthum Franken. Eine reiche Erbschaft an Land und Leuten ward überdieß den beyden Brüdern, als der königliche Oheim starb. Auch wäre Friedrichen die Krone unfehlbar geworden, hätten nicht einige der Fürsten seinen hochstrebenden Sinn und seine überlegene Macht gefürchtet. Dagegen wurde sie (1125.) dem Herzoge Lothar von Sachsen zu Theil. Die Gebrüder von Staufen, verfügte der neue Regent, sollten von ihrem Besitzthume alles dem Reiche zurückgegeben, was ehemals Königsgut gewesen. Das war die Loosung zu einem langen verheerenden Kriege, in dem die Macht von Staufen in vielen tapfern und glücklichen Thaten sichtbar ward. Sogar wagte es Konrad, daß er über die Alpen zog, und sich als König der Lombarden ausrufen ließ. Aber als es Lotharen gelang, den Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern in sein Interesse zu ziehen, da kam die Ueberlegenheit der Kräfte auf seine Seite. Man vertrug sich auf dem Tage zu Mühlhausen (1135.) dahin, daß Konrad den angemaßten Königstitel ablegte, und sich so wie sein Bruder Lotharen unterwarf. Dagegen verblieb beyden alles Gut, was als Erbe des salischen Hauses von

ihnen war behauptet worden, nur daß sie es als Lehn aus der Hand des Königs empfiengen. Als aber Lothar starb, ward Konrad auf den erledigten Thon erhoben. (1138.) Zwar zeichnete sich seine vierzehnjährige Regierung nicht durch ungewöhnliche Thaten aus; aber seine Erhebung verherrlichte sein Haus durch einen neuen Glanz, und befestigte es in dem Besitze der ansehnlichen Güter, deren Erwerb ihm bisher gelungen war.

Auf ihn folgte in der Regierung des Reichs, durch die einmüthige Wahl der Fürsten, Friedrich der Rothbart, durch den die Macht und der Ruhm seines Hauses, so wie das Ansehen der Krone, die er trug, auf die höchste Stufe erhoben wurden. Die Geschichte des Vaterlandes kennt in der Reihe seiner Regenten wenige Charaktere von solcher Kraft, Würde und Beharrlichkeit. Mit durchdringendem Verstande beurtheilte er die Verhältnisse der Dinge; mit seltener Klugheit bestimmte er im Handeln seine Maßregeln; in den Geschäften des Kriegs und des Friedens sah keiner seiner Zeitgenossen weiter und tiefer als er. Mit festem Willen, und in gänzlicher Unabhängigkeit von dem Umständen, verfolgte er seine Entwürfe; nie machte ihn das

Glück übermüthig, nie zagte er im Unglücke, keine Leidenschaft machte ihn in seinen kühnen Bestrebungen irre. Er war von Natur aus unaussprechlich sanftmüthig und milde; aber wenn seine Zwecke es forderten, konnte er hart seyn, bis zur Grausamkeit. Dem Feinde gegenüber erwies er immer kalte Besonnenheit und ritterlichen Muth. Sonst blieb er in allem der väterlichen Sitte getreu, und pflegte des täglichen Gottesdienstes in frommer Andacht. Sein Aeußeres verkündigte edle Einfalt und männliche Würde. Peter von Blois, obwohl ein Genosse seiner Gegenparthey, sagte von ihm: „er „sey der Morgenstern, der alle übrigen Sterne „an Größe übertreffe."

Die Geschichte Friedrichs führt auf eine anschauliche und erhebende Art den Beweis, was ein kraftvoller Mann durch Verstand, Muth und festen Willen vermag, selbst wenn auch das Glück ihm oft in den entscheidensten Augenblicken seine Hülfe versagt. Indem er immer sich mit Klarheit gedachte, was er wollte, und mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und weiser Auswahl der Mittel seine Zwecke verfolgte, überwand er die größten Schwierigkeiten, die seinen Bestrebungen entgegen standen, und sah in seinem Al-

ter sich im Besitze einer Macht und eines Ansehens, wie sie dem Monarchen gebührten, der den Namen eines Königes von Teutschland und Italien trug, und dessen Haupt noch überdieß die römische Kaiserkrone schmückte. Es vermochten nicht die reichen und gewaltigen Städte der Lombardey seinem Andrange zu widerstehen; durch ihn ward die furchtbare Macht Heinrichs des Löwen gebrochen; an seinem standhaften Sinne scheiterten die geheimen und öffentlichen Angriffe des römischen Hofes. Nie strahlte, seit den Tagen Karls des Großen die Krone des Reichs in herrlicherm Glanze. In Demuth vernahmen die teutschen Fürsten die Befehle ihres Königes; die Gesandten der italienischen Republiken legten die goldnen Schlüssel ihrer Städte vor seinem Throne nieder; die Könige von Dänemark und Polen kamen herbey, und empfiengen ihre Kronen aus seinen Händen. Aber wie den Glanz und die Macht des Reichs, so erhub und mehrte auch Friedrich den Besitzthum seines Hauses. Durch seine Vermählung mit der Gräfinn Beatrix erwarb er Burgund und Arelat, und durch die zwischen der Tante des Königs Wilhelm und seinem Sohne Heinrich gestiftete Ehe Apulien und Capua und die Aussicht auf das Erbe von Sicilien. Ueberdieß waren

die Herzogthümer Schwaben und Franken, mit vielen Lehen und Erbgütern vermehrt, seines Hauses Eigenthum, und noch vereinigte er mit ihnen die reiche Verlassenschaft seines Vetters Friedrich von Rottenburg. So geschah es denn, daß dieses Geschlecht, das 100 Jahre früher von den Zinnen seiner Stammburg aus, vielleicht den ganzen Umfang seiner Besitzungen überschaute, nicht nur die schönsten Länder des alten Alemanniens zu beyden Seiten des Rheins und der Donau, bis an den Mayn und den Fichtelberg inne hatte, sondern auch einen großen Theil des südlichen Italiens und die um die südwestlichen Alpen und das Juragebirge her liegenden Gauen beherrschte.

Aber auch Friedrich bestätigte durch sein Beyspiel die in der Geschichte unsres Geschlechts so oft wieder kehrende Bemerkung, daß Menschen von ungewöhnlicher Kraft selten im Stande sind, ihrer Begierde das Ziel zu stecken, und daß der Ehrgeiz, so wie das Streben nach Macht nie ruhen, so lange sich ihnen noch neuer Erwerb darbietet. Es hatte Friedrich, getrieben von dem ihm inne wohnenden Muth, und erregt durch das Gelingen so mancher schweren Unternehmung, den heroischen Entwurf zur Aufgabe seines Lebens ge-

macht, erst die frühern Rechte des Reichs über Italien wieder herzustellen, dann die großen Dynasten in Teutschland in ihre alte Abhängigkeit von dem Reichsoberhaupte zu setzen, hierauf die schrankenlose kaiserliche Herrschaft diesseits und jenseits der Alpen aufs Neue zu begründen, und endlich dieß kolossale Geschöpf seiner Politik als ein Erbe auf seine Nachkommenschaft zu bringen. Die Hauptsache zur Ausführung dieses stolzen Vorhabens war, nach großen Mühen, bereits geschehen. Denn schon hatten die Völker dem Kaiser die Namen und Zeichen der unbedingten Gewalt zugestanden; und unter allen denen, von welchen noch ein Widerstand gegen sein Streben zu erwarten gewesen, war die Meynung herrschend geworden, daß es umsonst sey, sich seinem alles überwindenden Willen und seiner Macht entgegen zu setzen. Doch ehe geschehen konnte, was nach solchen Vorbereitungen nicht mehr vermeidlich war, riß der unwiderstehliche Geist seiner Zeit den Kaiser zu dem bedenklichen Abentheuer eines Kreuzzugs hin. Mit Weisheit und Vorsicht ward für die Sicherheit des Reichs gesorgt, und alles, was die Unternehmung erforderte, angeordnet. Aber es war in ihr kein Heil. Unter unsäglichem Ungemach und Verlust gelangte zwar das Heer bis in die freundlichen Gefilde

von Seleucien. Aber hier ward sein Unglück vollendet. Der edle und große Friedrich fand unerwartet seinen Tod (1190.) in den Fluthen eines kleinen Flusses. In Antiochien ward sein Leichnam begraben. Mit ihm erstarben jedoch seine kühnen Plane auf die Begründung einer neuen Weltherrschaft nicht. Er hatte sie, mit seinen Kronen und Ländern, auf seine Nachkommen vererbt.

Heinrich VI., Friedrichs ältester Sohn, bestieg den Thron; nachdem er als Knabe von den Ständen zum Könige gewählt worden war, und der Pabst Cölestin III. setzte ihm die Kaiserkrone auf. Er hatte nicht seines Vaters Geist und Sinn; wohl aber lebte in ihm der Wille, die Macht, die jene gegründet hatte, zu befestigen und zu mehren. Auch war ihm das Glück dazu über die Maaßen hold. Er sicherte die Ruhe Teutschlands durch seine Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen. Durch den Tod Welfs VI. kamen dessen ansehnliche Stammgüter an das Haus des Kaisers. Die Gefangennehmung des Königs Richard von England gewährte seinen Kassen große Zuflüsse. Und als der König Wilhelm von Sicilien gestorben war, machte er die Rechte seiner Gemahlinn Con-

stancia auf dessen hinterlassene Lande geltend, indem er, nachdem der erste Versuch gegen Tancred mißlungen war, den das Volk, gegen die Herrschaft der Teutschen sich sträubend, auf den Thron erhoben hatte, das ganze südliche Italien eroberte, auf die Insel übersetzte, zu Palermo die Krone empfieng, die gesammte königliche Familie gefangen nahm, und sich aller ihrer Schätze bemächtigte. Was sein Vater Friedrich über das künftige Schicksal der Länder diesseits und jenseits der Gebürge gedacht und vorbereitet hatte, schien seiner Erfüllung nahe.

Aber Heinrich, von seinem harten und übermüthigen Sinne bethört, verstand es nicht die Gunst des Glücks zu benützen; im Gegentheile stieß er seine Gaben von sich, hier indem er durch unwürdige und grausame Handlungen die Völker gegen sich entrüstete, und dort indem er in seiner Unbesonnenheit zu frühe die Anschläge verrieth, die gegen dieser Völker Freyheit von ihm waren gemacht worden. Die Bewohner der Stadt Tusculum, alte, treue Anhänger und Verfechter seines Hauses, hatte er, um dem römischen Hofe zu gefallen, der Rache des Pabstes aufgeopfert. Den edeln und tapfern Richard Löwenherz, nachdem er auf eine unwürdige Weise

seiner Person Meister geworden war, hielt er in engem Verhaft, bis er durch große Geldsummen sich lößte. Durch Blindung und Einthürmung verfolgte er die schuldlose Familie des Königes von Sicilien. Mit ausgesuchten Martern vergalt er den Großen des Landes, die es gewagt hatten, sich ihm zu widersetzen. Mit tyrannischer Willkühr drückte er das Volk. Seine Zeitgenossen fürchteten und haßten ihn, wegen seiner Unredlichkeit, seiner Härte, seines Uebermuths und wegen der Unreinigkeit seiner Sitten.

Indem Heinrich so gewaltig und so glücklich herrschte, versuchte er die Erblichkeit des Reichs, auf die Friedrich durch allmählige Vorbereitungen und ohne Trotz gegen die öffentliche Meynung angetragen hatte, zu Stande zu bringen, und dadurch das Gebäude seines Despotismus zu vollenden. Die Schätze Italiens gaben ihm die Mittel, die Widerspänstigen im Zaum zu halten, und die Eigennützigen zu gewinnen. Ueberdieß versprach er, daß er, um die Macht und den Glanz des Reichs zu erhöhen, Sicilien für immer damit vereinigen werde. Den Fürsten wurde verheißen, daß sie alle ihre Lehn in Zukunft auch auf die Töchter sollten vererben können. Mehr als 50 Stände hatten den

Antrag bereits angenommen. Aber standhaft widersetzten sich demselben der Erzbischof Konrad von Maynz und die sächsischen Fürsten; noch nachdrücklicher erhub sich dagegen der Gesandte des Pabstes. So scheiterte der zu voreilig geoffenbarte Entwurf. Kaum erlangte der Kaiser noch, daß seinem dreyjährigen Sohne Friedrich die Thronfolge zugesichert wurde. Er begab sich dann nach Italien, um die Empörung zu dämpfen, die in Apulien und Sicilien entbrannt war. Dieß gelang ihm; aber bald endigte ein unerwarteter Tod sein rastloses Leben; (28 September 1197.) und es gieng das Geschrey, daß er am Gift gestorben sey, das ihm durch seine eigene Gemahlinn beygebracht worden.

Damals stand das Haus Hohen-Staufen auf zweyen Häuptern, dem Herzoge Philipp von Schwaben und dem jungen Prinzen des Kaisers, Friedrich; aber sein ganzer Glanz schien zu erbleichen, als die Kunde von Heinrichs Absterben erscholl. Die Völker zu beyden Seiten der Alpen hatten mit Unwillen im Strome der anwachsenden Macht den Untergang ihrer Selbstständigkeit und ihrer alten Freyheiten, die Geistlichkeit und die Fürsten mit Neid und Furcht dieß gewaltige Emporsteigen

eines Geschlechts gesehen, daß sie alle zu unterjochen drohte. Zudem hatte Heinrich dieß Streben auf Unterjochung unverholen ausgesprochen, und durch seine Regierungsweise bewiesen, wessen man sich zu einem Regenten zu versehen habe, vor dessen überwiegender Macht die Gesetze schweigen. So gerieth Italien und Teutschland in Aufruhr, und was Friedrich der Rothbart, weise und tapfer gegründet hatte, schien nicht auf den dritten Erben zu kommen. Durch ganz Italien erscholl das Geschrey, daß von nun an das Joch der Teutschen nicht mehr zu ertragen sey. Der Pabst Innozenz III. empfieng den Huldigungseid von der Stadt Rom, und unterwarf seinem Stuhle die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und die Grafschaft Assis, welche Länder ihre Besitzer bisher von dem Reiche zu Lehn getragen hatten. Auch mehrere Städte in Toscana fielen mit ihren Gebieten von der teutschen Herrschaft ab, und unterwarfen sich dem Pabste, oder errichteten Bündnisse mit ihm, zur Erhaltung ihrer Selbstständigkeit. Kaum ward noch Sicilien für den jungen Prinzen Friedrich erhalten. Dagegen erhob sich wieder diesen eine mächtige Parthie in Teutschland, als es darauf ankam, ihn in der ihm früher zugesi-

cherten Thronfolge zu bestätigen. „Es sey Friedrich, sagten die Fürsten, von ihnen gewählt „worden, weil sie dem mächtigen Willen seines „Vaters nicht hätten wiederstehen können. Auch „sey ihr damals gegebenes Wort unverbindlich, „weil er noch nicht getauft gewesen, als sie ihm „die Thronfolge zugesichert. Ueberdies habe er „noch nicht das Alter erreicht, um die Regierung „übernehmen zu können.“ Da Philipp sah, daß die Sachen seines Neffen so schlecht standen, streckte er selbst die Hand nach der Krone aus. Er versammelte die Stände, die er sich mit den Schätzen und Gütern seines Hauses zu Freunden gemacht hatte, zu Mühlhausen, und ließ sich von ihnen als König begrüßen. Umsonst trugen seine Gegner zu Kölln dem Herzog Berthold von Zähringen die Krone an; derselbe nahm von Philippen 11,000 Mark Silber, und entsagte der Ehre. Es fiel dann, unter dem Einflusse des Königs Richard von England, die Wahl auf seinen Enkel, den Grafen Otto von Poitou, einen Sohn Heinrichs des Löwen, der sogleich muthig und freudig herbeyeilte, um durch tapfere Thaten die Krone zu verdienen, die ihm durch die Fürsten angeboten war, und nun an dem Hause Hohen-Staufen alles Böse zu rächen, was dasselbe seinem Vater erwiesen hatte.

Unter den Widersachern Philipps hatte sich in diesen Händeln keiner thätiger gezeigt, als der Pabst Innozenz III., der mit aller Klugheit und Kraft, die ihm inne wohnte, das Ansehen und die Sicherheit des römischen Stuhls gegen jede Gefahr vor weltlicher Uebermacht zu schützen sich befließ. Es entgieng ihm nicht, daß dieser Stuhl lediglich von der Gnade der Hohen-Staufen allein abhieng, wenn es ihnen je gelang, Teutschland und Italien unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Eben so wenig hatte er vergessen, was die Könige aus diesem Hause zur Unterdrückung der päbstlichen Macht unternommen, und welche frevelhafte Schritte sie gegen die Stellvertreter Christi sich erlaubt hatten. Er ermahnte deshalb die Fürsten: „sie sollten das Heiligthum der Krone diesen „Verfolgern der Kirche“ nicht mehr anvertrauen. Bey ihnen stehe die freye Wahl; wenn aber Philipp die königliche Würde erlange, so werde niemand mehr daran zweifeln, daß dieselbe erblich sey. Ueberdieß sey dieser Bewerber einst unter dem päbstlichen Banne gelegen; seine Lossprechung aber habe er trügerisch erschlichen. Auch sey er ein Meyneidiger, indem er dem seinem Neffen geleisteten Schwure zuwider, selbst nach der Krone griffe. Es stehe nun zu den Fürsten, zu einer

neuen Wahl zu schreiten, oder auch die Sache dem Urtheile des Pabstes anheim zu stellen. In dem letztern Falle stünde freylich der Sinn des Schiedsrichters auf Otto, da nicht nur er selbst, sondern auch das ganze Geschlecht der Welfen sich der römischen Kirche jederzeit getreu und ergeben erwiesen. Ueberhaupt, setzte der Pabst hinzu, hätte man sich schon im ersten Anfange in dieser Angelegenheit an ihn wenden sollen, indem in derselben ihm eine entscheidende Erkenntniß zukomme; denn es seyen seine Vorfahren auf dem heiligen Stuhle, welche das Reich vom Orient auf den Occident übergetragen, und deswegen allen ihren Nachfolgern das Recht vorbehalten haben, die gewählten Kaiser zu krönen."

Philipp beharrte, so sehr auch die Zahl seiner Feinde sich mehren mochte, unerschütterlich auf seinem Sinne, und griff, nach seiner Väter Weise, zu dem Schwerdte, um seine Ansprüche gegen jedermänniglich zu verfechten. Es entbrannte zwischen ihm und seinem Gegner ein heftiger Krieg, in welchem vier Jahre hindurch mehrere Gegenden Teutschlands grausam verheeret wurden. Zwar war ihm das Glück nicht immer hold. Aber durch seine Tapferkeit und durch die weisen politischen Operationen, die er mit

dem Gebrauche der Waffen verband, erwarb er sich endlich das entscheidende Uebergewicht. Es fielen von Otto seine mächtigen Genossen und seine nächsten Verwandten ab, führten Philippen nach Aachen, und setzten ihm daselbst die Krone auf. Auch der Pabst versöhnte sich mit ihm, sprach ihm vom Banne los, und erklärte sich öffentlich für seine Parthie. Otto war gezwungen, den teutschen Boden zu verlassen und floh nach England. Alles schien Philippen den ruhigen Besitz der Krone zu versichern. Aber die Hand eines Meuchelmörders machte unversehens mit seinem Leben auch den edeln Bestrebungen desselben ein Ende. (1208.)

Mit seinem Tode schien alle Macht des Hauses Hohen-Staufen in Teutschland zu erlöschen. Da Philipp, um die königliche Würde zu behaupten, jedes Opfer darbrachte, so waren nicht nur die Reichthümer, die der Vater und Bruder in Italien gesammelt hatten, gänzlich erschöpft, sondern auch viele Lehn- und Familiengüter vergabt oder sonst veräußert. Deßgleichen hatte man die beyden königlichen Töchter, davon die eine an den König Wenzel von Böhmen und die andere an den Herzog Hein-

rich von Lothringen vermählt war, mit Land und Leuten von dem alten Stammgute ausgestattet. Das Kriegsheer zerstreute sich, sobald das geliebte Haupt gefallen war, und jeder der Lehnsleute nahm von dem herrenlosen Besitze, was er konnte, oder was ihm am bequemsten lag. Zugleich erhub sich Otto wieder. Die meisten Stände traten auf seine Seite. Auch die Freunde des Hauses Hohen-Staufen wurden mit ihm versöhnt, da er Beatrix, einer der jüngern Töchter Philipps, seine Hand gab. Was noch von den Lehen des Herzogthums Schwaben übrig war, wurde von ihm genommen. So war der Stamm des großen Friedrichs diesseits der Alpen gänzlich vertilgt!

Aber noch blühte jenseits der Gebürge ein edler Zweig desselben, den Kaiser Heinrich mit seiner Gemahlinn Constantia erzeugt hatte, und der würdig, und als Vorzeichen glänzender Thaten, den Namen seines Großvaters führte. Durch die Sorge des Pabstes ward ihm, unter vielen Kämpfen und Gefahren, das sicilianische-Reich erhalten, während in Teutschland alles für ihn verlohren gieng; auch erhielt er eine gute Erziehung, wie nicht nur seine Bestimmung, sondern auch seine ausgezeichneten Geistesanlagen

es verdienten. Schon in seinem vierzehnten Lebensjahre erklärte ihn der Pabst für volljährig; darauf gab er ihm die Constatia von Arragonien, Wittwe des Königs von Ungarn, zur Gemahlinn; in den Bestrebungen und Unternehmungen des Jünglings ward ersichtlich, daß in ihm ächtes Blut von Hohen-Staufen walle. Später hat er durch Geist und Kraft dargethan, daß er, erhaben über sein Zeitalter, bey weitem der größte Mann desselben war.

Als Otto die Ruhe in Teutschland hergestellt sah, zog er mit einem großen Heere nach Italien, (1209.) und empfieng von dem Pabste die römische Krone, nachdem er auf eine unwürdige Weise, in einer feyerlichen Capitulation alles bewilligt hatte, was priesterlicher Stolz und Eigennutz ihm ansinnen mochten. Er hatte aber bey seinem Zuge einen noch höhern Zweck; er wollte Sicilien dem jungen Könige entreißen, und wieder mit dem Reiche vereinigen. Zu diesem Ende rückte er mit überlegener Macht in Apulien ein, bemächtigte sich des größten Theils des Landes, und nahm sogar von der Hauptstadt Neapel Besitz. Dieß Beginnen mißfiel dem Pabste; denn wenn Teutschland und Italien von einem Haupte beherrscht war, mochte nun dasselbe

ein Welfe oder ein Gibellier seyn, so mußte der Glanz der päbstlichen Krone allmählig erlöschen, und das geistliche Haupt der Christenheit ein Sclave der Weltmonarchen werden. Otto verheimlichte auch nicht, wie weit seine Anschläge giengen, indem er öffentlich erklärte, wie er Willens sey, seinem Eide nachzuleben, in welchem er sich verbindlich gemacht, die verlohrnen Rechte des Reichs wieder herbeyzubringen, und in Gemäßheit dieses Entschlusses forderte er mehrere Städte zurück, die der römische Stuhl dem Reiche entrissen hatte. Darüber gerieth der Pabst in die äußerste Entrüstung. Er ergriff, mit Anwendung aller Mittel, die ihm zu Gebote standen, die Parthie des Königs Friedrich, von dem er, da ihm derselbe so viel verdankte, doch weniger, als von jedem andern zu besorgen hatte, wenn er die Kronen von Teutschland und Sicilien auf seinem Haupte vereinigte; den wortbrüchigen Otto aber that er in den Bann.

Da berief der Erzbischof Siegfried von Maynz die teutschen Fürsten auf einen Tag nach Bamberg, that ihnen den Fluch, den der Pabst über den Kaiser ausgesprochen, kund, bewies ihnen, wie sich der letztre unwürdig gemacht, länger König der Teutschen und das weltliche

Haupt der Christenheit zu seyn, und erinnerte sie an den Eid, mit dem sie einst Friedrichen die Thronfolge zugesichert. Zugleich ließ der König von Frankreich sie ermahnen, daß sie Otto den Gehorsam aufkündigen sollten, denn der letztere war des ersten Feind, weil jener dem Oheim des Kaisers, dem Könige von England, die Normandie entrissen hatte. Dabey waren die meisten Fürsten geneigt, Friedrichen zu huldigen, weil die Anhänglichkeit an Hohen-Staufen noch immer in den Gemüthern lebte. So wurde denn von der Versammlung beschlossen, Gesandte an ihn abzuordnen, und ihn einzuladen, daß er nach Teutschland kommen, und die ihm längst zugesicherte Krone empfangen möchte. Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen, längst durch Lehnspflicht Friedrichs Hause zugethan, erhielten Briefe und Vollmacht, um sich nach Sicilien zu begeben. Um die Kosten der Sendung zu bestreiten, wurden ihnen 1500 Mark Silbers aus des Reichs Schatzkammer vorgeschossen. Täglich mehrten sich die Freunde des jungen Königes. Um ihn mit all' ihrer Macht zu vertheidigen, setzte sich der König Ottokar von Böhmen, der Landgraf Herrmann von Thüringen, und noch viele andere der geistlichen und weltlichen Stände in eine wehrhafte Haltung.

Als Otto von diesen bedenklichen Bewegungen Nachricht erhielt, räumte er seine Eroberungen in Apulien, und gieng über die Alpen nach Teutschland zurück, um hier die Ruhe wieder herzustellen. Zu Nürnberg versammelte er die Fürsten, die ihm treu geblieben waren, um sich, und stärkte sie in ihrem Sinne. Dann begab er sich nach Nordhausen, und vollzog seinen Eheverspruch mit Beatrix, um sich die Gunst der Freunde ihres Hauses zu erhalten. Aber es war bey seinem Beginnen wenig Glück; die Parthie, die ihm entsagt hatte, erschien überall als die stärkere. Dazu kam noch der schnelle Tod seiner jungen Gemahlinn, wobey das Gerücht versichert, daß sie von einer seiner Beyschläferinnen vergiftet worden sey. Was von schwäbischen und baierischen Herren ihm noch zugethan geblieben war, verließ nun auch seine Fahnen.

Indessen vollzogen die Gesandten, die von dem Tage zu Bamberg nach Italien abgeordnet worden waren, ihre Aufträge. Heinrich von Neuffen blieb in der Lombardie zurück, wo er mit gutem Erfolge die dortigen Städte in ihrer Abneigung gegen Otto zu bestärken suchte; Anselm von Justingen aber gelangte über Rom glücklich nach Sicilien, und überreichte

daselbst Friedrichen den Brief, worin die Fürsten ihm erklärten: „Wir richten unsre Augen „auf dich, der du der Ehre unser König zu seyn, „am würdigsten bist, zwar ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Einsicht und Erfahrung, den die Natur mit allen edlen Gaben „mehr als irgend einen ausgestattet hat, den „edelsten Sprossen der erhabensten Kaiser, die „weder ihre Schätze, noch ihr Leben geschont haben, das Reich zu mehren, und alle ihre Unterthanen zu beglücken. Erhebe dich nun in deinem Erbreiche, und komme zu uns nach Teutschland, auf daß du die Krone dieses Reiches gegen deines Hauses Feind behauptest."

Nachdrücklich wiedersetzten sich die Optimaten Siciliens diesem Ansinnen, indem sie wohl erwogen, daß für ihr Vaterland in den Gauen Germaniens kein Glück und kein Friede blühe. Auch drang seine junge Gemahlinn Constantia in Friedrichen, daß er sie, und ihren erst gebohrnen Sohn nicht verlassen möchte. Aber das lebendige Gefühl seiner Kraft, die Reize, die solch' ein kühnes Unternehmen für seinen hochstrebenden Sinn hatte, und dann das inständige Anhalten des Pabstes machten ihn taub gegen die Stimmen der bedenklichen Politik und der sorgsamen

Liebe, — und so erhub er sich, um in dem Lande seiner Väter sein altes Recht geltend zu machen, und die Huldigung zu empfangen, die ihm dargeboten ward. In Rom erhielt er den Segen des Pabstes zu seinem Zuge. Die Städte in der Lombardie gaben ihm Geleit und Hülfe. Die von Cremona und der Markgraf Azo von Este umgaben ihn mit ihrer ganzen Macht, und führten ihn durch das Gebürge. Die Aebbte von St. Gallen und Chur geleiteten ihn bis Constanz. Hier erblickte er jenseits des See's die Banner des Kaisers, der mit seiner Macht an diese obern Gränzen herauf gezogen war, um dem feindlichen Ankömmling den Eintritt in das Land zu verwehren. Aber umsonst war all' sein Widerstand. Denn so bald in Schwaben bekannt wurde, daß dieser Sohn des edeln Stammes, auf den das ganze Volk stolz war, herbey gekommen sey, so machten sich die Vasallen des Hauses Staufen auf allen Burgen auf, um sich mit ihm zu vereinigen. Die, welche sich in dem kaiserlichen Lager bey Ueberlingen befanden, zogen von dannen, und giengen zu ihrem Erbherrn über. Auch der Graf von Kyburg, einer der mächtigsten unter ihnen, schlug sich auf seine Seite. Basel öffnete ihm die Thore. Der Bischof von Straßburg, Heinrich von

Lothringen, führte ihm daselbst 500 Helme zu. Otto sah, daß er seinem Feinde nicht mehr gewachsen war. Da warf er sich in die Veste Breisach, welche seinem Genossen Bertolden von Zähringen gehörte. Als aber die Bürger, gleichfalls ergriffen von der allgemeinen Stimmung, sich gegen ihn empörten, ergriff er die Flucht, und zog sich auf seine Güter nach Sachsen zurück. Damit war ganz Ober-Teutschland Friedrichen offen. Alles kam ihm froh entgegen, um sich ihm zu unterwerfen. Durch Gold und Freyheiten gewann er auch die Zögernden. Er vereinigte sich zu Toul mit dem Könige Philipp von Frankreich zum Schutz und Trutz gegen den Kaiser Otto und den König Johann von England. Als er dann am Tage des heiligen Andreas nach Maynz kam, (1212) schwuren ihm die Fürsten den Eid der Treue, und empfiengen von ihm die Lehn. Alle seine Erbgüter hatte er nun wieder im Besitz; aufs Neue strahlte der erloschene Glanz seines Geschlechts diesseits der Alpen.

Während Friedrich in den obern teutschen Landen beschäftigt war, sich in den Vortheilen zu befestigen, die ihm das Glück gewährt hatte, bemühte sich Otto die niederländischen Stände

in der Treue gegen sich zu erhalten, verfolgte mit Feuer und Schwerdt diejenigen, welche von ihm abgefallen waren, vertheidigte seine Erblande tapfer und glücklich gegen Friedrichen und seine Genossen, und versicherte sich der Hülfe des Herzogs Heinrich von Braband, indem er sich mit seiner Tochter Maria verlobte. Als aber ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, gedachte er, daß er alle seine Macht anwenden müßte, um den König Philipp zu demüthigen, der unter den Bundsgenossen Friedrichs der furchtbarste war. Zu diesem Ende zog er mit seinen Völkern über den Rhein. Sein Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, die Herzoge von Braband und Limburg, die Grafen von Holland, Flandern, Namur und Boulogne, und noch viele andere niederländische Herren, deßgleichen einige englische Schaaren, vereinigten sich mit ihm, so daß ein mächtiges Heer sich bildete, über das er den Oberbefehl übernahm. Voll getrosten Muthes rückte er dem Feinde entgegen. Es erfolgte bey Bovines in Flandern (27. July 1214.) eine große Schlacht. Der Kaiser und seine Ritter stritten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Dem ungeachtet endigte er den Tag mit einer furchtbaren Niederlage. Viele achtenswerthe

Männer vom niederländischen Adel starben auf dem Schlachtfelde. Mehrere wurden gefangen. Das ganze Heer war zerstäubt, die Macht des Kaisers vernichtet, kaum entrann er selbst der Schmach, in die Hand des Siegers zu fallen. Da nahm er erst seine Zuflucht nach Cölln, welche Stadt ihm noch immer treu verblieben war; aber die Bürger, bange vor Friedrichs überall siegender Macht, drangen in ihn, daß er sie verlassen möchte, und statteten ihn mit dem erforderlichen Reisegelde aus, da er sich dann in sein Erbland, nach Braunschweig begab. Von hier aus trieb er sich, mit dem kleinen Heere, das ihm noch geblieben war, in Fehden mit dem Königen Waldemar von Dänemark, und mit den angränzenden Ständen, die von ihm abgefallen waren, herum, ohne daß er im Stande gewesen wäre, noch etwas nachdrückliches gegen Friedrichen zu unternehmen, dessen glänzendes Emporsteigen er aus der Einsamkeit seiner Burgen beobachtete. Gram und Kummer nagten an seinem Leben, das er, nach der Niederlage bey Bovines, noch vier Jahre fortschleppte. Er starb auf seiner Veste Harzburg, nachdem ihn der Bischof von Hildesheim, auf bezeigte Reue, noch von dem päbstlichen Bannfluche entbunden hatte; sein Leichnam aber

wurde in der Stiftskirche des heiligen Blasius zu Braunschweig, zur Seite seiner ersten Gemahlinn Beatrix, beerdigt.

Der Tag bey Bovines hatte die glücklichen Unternehmungen Friedrichs gekrönt. Was am Rhein, an der Maas und an der Mosel seinem Feinde noch anhänglich gewesen war, ergab sich nun in seinen Gehorsam. Zu Trifels eroberte er die Kleinodien des Reichs. Zu Aachen setzte ihm der päbstliche Legat, Erzbischof Siegfried von Maynz, die Krone auf. (25. July 1215.) Nach Ottos Tod erschienen, auf dem Tage zu Hervorden, noch die letzten, die sich bisher nicht für ihn erklärt hatten, und brachten ihm ihre Huldigung dar. Ja auf der Versammlung zu Frankfurt (1220.) erwählten die Stände sogar seinen neunjährigen Sohn Heinrich zu seinem Reichsnachfolger. So ward er denn einmüthig anerkannt, als das Haupt der Nation. In ganz Teutschland herrschte Friede und Freude. Der König genoß, wegen seinen löblichen Eigenschaften, die Liebe aller. Von dem Enkel Friedrichs des Rothbarts erwartete jedermänniglich neue Zeiten des Ruhms und des Wohlstands. Sein Haus, dessen Untergang unvermeidlich geschienen, schickte sich, durch die Hülfe

des Pabstes, durch seine eigene über die Maßen zweckmäßige Politik, durch seine Freygebigkeit gegen die Fürsten, und durch die Gunst der Umstände, zu neuer, herrlicher Blüthe an.

Was Friedrichs Vorfahren nur versucht hatten, das mußte, wie es schien, der seltnen Macht seines Geistes und Gemüths gelingen. „Denn er war an Heldensinn den alten großen Cäsaren gleich, an Aufklärung den meisten überlegen. An der provenzalischen Dichtkunst fand er den Geschmack, welchen sein Vater und sein Sohn Konrad, mit vielen andern damaligen Fürsten und Herrn, an der teutschen beliebten; es herrscht in seinen und ihren Arbeiten Empfindung, Leben und Wohlklang. Tugend und Liebe war nicht ihr einiges Lied; auch die Verderbniß der Zeit wurde gestraft, Saladin und Richard besungen; kühn war öfters der Schwung ihrer Muse; sie benützten den Reichthum der Sprache; von Gott, Gestirnen, Natur und Romanen ertönte die Leyer. Friedrich war allen überlegen, durch den kühnen Blick, mit welchem er die herrschenden Thorheiten und wesentlichen Wahrheiten faßte. Bey seiner Erhabenheit war er voll Gnade und Anmuth; äußerst einnehmend, weil er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er

war, den Menschen sah. Die Liebe des Vergnügens trug bey, ihn gefällig zu machen. Er war von unerschütterlicher Festigkeit, und hatte eine persönliche Größe, deren Eindruck lang nach seinem Tode blieb." *)

Aber es war die Regierung dieses großen Mannes für ihn und für die Lande, die er beherrschte, eine Zeit schwerer Trübsale, weil theils die Macht von Rom, theils der Freyheitssinn der Fürsten seinen Planen unaufhörlich widerstrebten, und dadurch Teutschland und Italien in einen traurigen Zustand unheilbarer Zwietracht und Zerrüttung stürzten. Er hatte Innocenz III. die feyerliche Versicherung gegeben, daß er nie in eine Vereinigung von Teutschland und Sicilien einwilligen werde, und um dieß Wort zu bekräftigen, hatte er das letztre Reich an seinen Sohn Heinrich abgetreten. Aber indem er eben diesen Heinrich durch die Fürsten zum römischen König wählen ließ, vernichtete er, was die Interessen von Rom forderten, und nicht mit Unrecht beklagte sich Honorius III. der unterdessen den päbstlichen Thron bestiegen hatte, über die Verletzung der Verträge. Der König suchte den zürnenden Priester zu beruhigen, indem er

*) Joh. v. Müller allg. Geschichte. II. S. 256.

die frühere Abtretung des mathildischen Erbes aufs Neue bestätigte, und demselben noch andere Reichsgüter beyfügte, auch das Gelübde eines Kreuzzuges wiederholte. Dadurch bewirkte er, daß ihm der Pabst i. J. 1220. die Kaiserkrone aufsetzte. Aber um deßwillen hatte man das Mißtrauen in Rom nicht abgelegt, das durch seine frühern Schritte und durch die sich immer mehr entwickelnde Kühnheit seiner Bestrebungen erregt worden war. Friedrich fuhr auch in seinen Erblanden fort, seine Regentenrechte gegen die Anmaßungen des römischen Hofes zu behaupten, er traf verschiedene Verfügungen in Beziehung auf die Geistlichkeit, welche dem päbstlichen Systeme widersprachen; er machte Anstalten, um die dem Reiche entzogenen Güter wieder an dasselbe zurück zu bringen; er suchte die ehemalige kaiserliche Hoheit über die lombardischen Städte mit gewaffneter Hand geltend zu machen; und da er nicht des Sinnes war, seine Waffen über das Meer zu tragen, ehe er seine Macht in Europa hinreichend befestigt hatte, so schob er die Erfüllung seines wegen eines Kreuzzugs gegebenen Versprechens von einer Zeit zur andern auf. Darüber brach endlich dem Pabste Gregor IX. die Geduld, und er sprach den Bann über den Kaiser aus. Umsonst rechtfertigte sich dieser mit

Gründen, denen es nicht an Gewicht fehlte, umsonst trat er den Kreuzzug wirklich an; es folgte ihm vielmehr ein zweyter Bannfluch nach, weil er sich nicht entblödete, ob er gleich von der Kirche ausgestoßen war, den Boden des heiligen Landes zu betreten. In Palästina fand er allenthalben Schwierigkeiten, erregt durch die aufrührischen Briefe, welche von Rom aus dahin erlassen worden; in Italien entbrannten die Kämpfe der Guelfen und der Gibellinen aufs Neue; im Einverständnisse mit den Mailändern, versammelte der Pabst zwey Heere, welche heran zogen, um die kaiserlichen Erblande in Besitz zu nehmen. In diesen Gefahren entwich Friedrichen sein Muth nicht. Er schloß einen Waffenstillstand mit dem Sultan Malahadi auf zehn Jahre, der noch immer günstig genug war, da es ihm gelang, Jerusalem und die Umgebung dieser Stadt zu retten, und sich die königliche Krone im Tempel aufzusetzen. Nachdem dieß geschehen war, eilte er nach Apulien zurück. Muthlos flohen die feindlichen Heere bey seinem Anblick. Er drang in das römische Gebiet ein. Umsonst erhub sich die drohende und ermahnende Stimme des Pabstes. Ueberall war der Kaiser siegreich und gefürchtet. Ein Vertrag, der i. J. 1230. zu Sagermano beschlossen

worden, endigte den heftigen Zwist. Gregor entband Friedrichen von dem auf ihm ruhenden Banne; dieser aber verhieß allen seinen Feinden Verzeihung. Doch blieb der gegenseitige Haß in den Gemüthern; auch verharrten die lombardischen Städte in ihrer Widersetzlichkeit.

Während Friedrich nach diesen Begebenheiten damit beschäftigt war, seine Feinde im nördlichen Italien zu bekämpfen, und überall Ruhe und Ordnung herzustellen, kam das Geschrey zu ihm über die Alpen herüber, daß sein Sohn Heinrich darauf umgehe, sich des Reichs zu bemächtigen. Der Vater hatte durch seine Vorliebe für seinen jüngern Sohn Konrad Heinrichs Eifersucht erregt, um so mehr wirkten die Einflüsse der Priester und der Mißvergnügten in Italien auf den letztern, um ihn zum Aufstand zu reizen. An Anhang konnte es ihm auch nicht fehlen, da er als Reichsverweser sich die Fürsten durch die Zusicherung großer Freyheiten und Rechte geneigt gemacht hatte. So ward auf einer Versammlung zu Boppard beschlossen, daß Heinrich das Reich und die Lombarden seinem Vater entreissen, und in beyden Ländern allein regieren sollte. Aber un-

versehens eilte Friedrich herbey. Der treulose Sohn vermochte nicht seiner Macht zu widerstehen, und flehte die Gnade des Vaters an, die ihm auch verheißen ward. Doch da er zögerte, seine Burgen zu öffnen, und die Reichsinsignien auszuliefern, nahm ihn Friedrich gefangen, ließ ihn auf dem Reichstage zu Maynz der Thronfolge entsetzen, und führte ihn, sammt seiner Familie, nach Italien ab, wo er wenige Jahre später (1242.) im Kerker starb; Konrad aber erlangte durch die Wahl der Stände die Würde eines römischen Königs. (1237.)

So hatte Friedrich diesseits des Gebirgs seine Sachen wieder trefflich hergestellt. Ganz Teutschland war ihm in Treue ergeben, und bewunderte seine Weisheit und seinen Muth. Ein mächtiges Heer folgte ihm über die Alpen. Die meisten lombardischen Städte unterwerfen sich seinen siegreichen Waffen. Selbst die stolze Mailand wollte ihre Thore öffnen, wäre nicht der Kaiser auf unbedingter Ergebung bestanden. Sein standhaft verfolgter Plan, Teutschland und Italien zu vereinigen, und mit reiner Machtvollkommenheit zu beherrschen, entfaltete sich immer glücklicher. Da gedachte Gregor IX., daß es Zeit sey, Himmel und Erde gegen die Gefahr zu

bewegen, welche seine Herrschaft so nahe bedrohte. Er sprach deßhalb den Bann abermals über den Kaiser aus, (1239.) und erklärte seinen Thron für erledigt; ja, als Friedrich solchen Trotz durch einen Einfall in das päbstliche Gebiet erwiederte, rief er die Christenheit sogar zu einem Kreuzzuge gegen ihn auf, und schrieb eine Kirchenversammlung nach Rom aus, um alles zu vollziehen, was er gegen diesen mächtigen Feind des heiligen Stuhls beschlossen hatte. Aber alle diese Maaßregeln scheiterten an Friedrichs Standhaftigkeit, und an dem Ansehen, das er sich erworben hatte. Die teutschen Fürsten lachten des Bannstrahls, und zogen mit ansehnlichen Heeren ihrem Kaiser zu Hülfe. Die Flotte des letztern eroberte die Schiffe, welche die Bischöfe zur Kirchenversammlung nach Rom bringen sollten, und machte sämmtliche geistliche Heere gefangen. Sogar der päbstliche Feldmarschall Cardinal Johann Coloma gieng zum Kaiser über. Darüber grämte sich Gregor zu Tode. Friedrich aber sah seine Sachen wieder im besten Gedeihen.

Das war jedoch nur ein kurzes Lächeln des Glücks. Innocenz IV. bestieg den päbstlichen Thron. Er war nicht weniger entschlossen und

eifrig für die Erhaltung und Erweiterung der geistlichen Macht als Gregor; aber er legte seine Plane feiner und scharfsichtiger an, und betrieb sie mit größerer Kühnheit und Energie. Nachdem er aus Italien entwichen war, versammelte er die Väter der Kirche zu Lyon um sich, (1245.) sprach abermal den Bannfluch über den Kaiser aus, entband seine Unterthanen vom Eide der Treue, und erklärte alle die für Feinde der Kirche, welche ihn noch als Kaiser oder König anerkennen würden. Bald gelang es ihm, den Bischof Konrad von Kölln und den Bischof Siegfrieg von Maynz auf seine Seite zu ziehen. Diesen stellte er große Geldsummen zu, um die Fürsten zu bestechen; die Bettelmönche bearbeiteten das Volk. Ueberall mehrte sich die Parthie des Pabstes; die geistlichen Stände in Teutschland erklärten sich beynahe einstimmig für ihn. So geschah es, daß der Landgraf Heinrich von Thüringen zum Könige erwählt ward; (1246.) der Pabst, die Bischöfe, und bald manche von den Ständen, die an seiner Wahl keinen Antheil gehabt hatten, gewährten ihm Hülfe und Unterstützung. Jedoch genoß er der Ehre nicht ein Jahr, während welcher Zeit der König Konrad die Rechte seines Vaters tapfer gegen ihn vertheidigte. Nach seinem

Tode empfieng der Graf Wilhelm von Holland die Krone. Auch diesem, so wie seinem Anhange, widersetzte sich Konrad ritterlich; wie es denn dem Hause Staufen noch immer nicht an Freunden unter den weltlichen Ständen, zumal unter den Städten, fehlte. Aber es glückte dem unablässigen Eifer des Pabstes und dem Bemühen der Geistlichkeit, die Zahl dieser Getreuen immer mehr zu vermindern. Die Verwirrung nahm in Teutschland überhand. Recht und Ordnung verfielen. Das reichsoberhauptliche Ansehen war dahin. Alles strebte auf Unabhängigkeit. Jeder Streit ward mit den Waffen geschlichtet. Zugleich erhub sich die ganze Lombardey in wilder Empörung. Es war kein Glück mehr bey den Unternehmungen des Kaisers. Aber, wie immer, blieb er auch in diesen Gefahren standhaft und unerschrocken, und er würde sich vielleicht abermals über seine Feinde erhoben haben, hätte nicht ein schneller Tod seinem unruhigen Leben ein Ende gemacht. Er starb (1250.) auf dem Schlosse Fiorentio. Da der Fluch der Kirche auf ihm lag, wurde er heimlich, und mit Vermeidung der Cermonien, mit denen man die zu ehren pflegt, die im Glauben sterben, zu Messina begraben.

Das Erbe und die Rechte des Hauses Stau-

fen giengen nun auf den König Konrad über; deßgleichen gebührte nach gesetzlicher Ordnung ihm die teutsche Krone, da ihm die Stände vierzehn Jahre früher schon, durch einhellige Wahl, die Nachfolge im Reiche versichert hatten. Auch fehlte es ihm nicht an Muth und Kraft um seine Ansprüche zu vertheidigen. Er war an Verstand, Vorsicht, Tapferkeit und festen Willen seinem Vater ähnlich; und in seinen Kämpfen gegen Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland hatte er sich, ein aufblühender Jüngling, schon großen Kriegsruhm erworben. Aber auch ihn verfolgte, mit unversöhnlicher Strenge, der zürnende Pabst. Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, als Innocenz an die Fürsten und Herren in Schwaben schrieb, „daß „nach seinem Willen Friedrichs Herrschergeschlecht „weder zur teutschen Krone, noch zum Herzog„thum mehr gelangen sollte.“ Hierauf fuhr er fort, und that Konraden und seine Anhänger auf das Neue in den Bann, bot denjenigen, die ihm zugethan waren, die Lossprechung an, wenn sie von ihm abfielen, und erließ Briefe an die Fürsten, worinn er sie aufforderte, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Zugleich erklärte ihn Wilhelm von Holland aller Reichslehn und seiner übrigen Besitzungen diesseits der Alpen ver-

lustig, welcher Spruch von dem Pabste bestätigt wurde.

Mittlerweile erwog Konrad, was er zu thun hätte, um sein väterliches Erbe und sein Recht gegen die Macht und den Grimm seiner Feinde zu erhalten. Aber da er sah, daß sich die Parthie seines Gegenköniges täglich mehrte, und ein Treffen, das er dem letztern in der Gegend von Oppenheim lieferte, zu seinem Nachtheil ausgieng, so ward es ihm begreiflich, daß er, indem er alles zu behaupten strebte, in die Gefahr kam, alles zu verliehren. Er beschloß deßhalb vor der Hand Teutschland seinem Schicksale zu überlassen, dagegen aber alle seine Kräfte auf die Erhaltung seines sicilianischen Erbreiches zu verwenden. Um sich die Mittel zu dieser Unternehmung zu verschaffen, verpfändete und verkaufte er die meisten Erbgüter seines Hauses, die er noch in Baiern, Schwaben und auf dem Nordgau hatte, und warb ein ansehnliches Kriegsheer, mit dem er im Herbste des Jahrs 1251. nach Italien aufbrach. Seine Gemahlinn Elisabeth, die damals mit dem unglücklichen Konraden schwanger gieng, ließ er bey seinem Schwiegervater, dem Herzoge Otto von Baiern, in Landshut, zurück. Dem letztern übertrug er auch während seiner Abwesenheit die Reichsverwesung.

Der König zog mit seinem Heere über die Tyroler Gebürge nach Verona hinunter, wo ihn Eccelin von Romano, ein alter Waffengenosse der Herren von Staufen, der an Volk und Land iu dieser Gegend mächtig war, mit großen Ehrenbezeugungen empfieng. Die Fahnen von Verona, Padua und Vicenza schloßen sich an ihn an. Als er über den Mincio gegangen war, kamen die von Cremona. Pavia, Piacenza und aus andern Städten der Lombardey, um ihm ihre Treue zuzusichern, und seine Macht zu verstärken. Er wurde allenthalben mit so viel Freude und Jubel aufgenommen, daß er seinen Getreuen in Teutschland schrieb, er hoffe sein Werk bald auszurichten, und dann siegreich zu ihnen zurück zu kommen. Zu Porto Navone schiffte er sich mit seinem Heere auf den Fahrzeugen ein, welche ihm seine Freunde aus dem südlichen Italien entgegen geschickt hatten, durchsegelte das adriatische Meer, und kam gegen das Ende des Jahrs glücklich in Apulien an. Manfred, ein natürlicher Sohn des Kaisers Friedrich hatte unterdessen, vermöge der väterlichen Verordnung, die Verwaltung von Sicilien, mit Thätigkeit und Treue geführt. Er gieng dem Könige entgegen, und übergab ihm das Land. Die Stände und Unterthanen, die dem Hause Stau-

fen anhänglich geblieben waren, leisteten die Huldigung.

Konrad war durch sein Glück nicht übermüthig geworden. Er bot deßhalb dem Pabste die Hand abermals zur Versöhnung, und entschloß sich Bedingungen anzunehmen, die für sehr demüthigend gelten konnten. Zu diesem Ende ordnete er den Markgrafen Berthold von Hochberg, den Erzbischof von Trani und seinen Kanzler Wilhelm von Ocra an das päbstliche Hoflager ab, mit dem Auftrage, um Frieden und Freundschaft zu werben, und um die Belehnung mit dem Königreiche Sicilien, so wie um die Thronfolge im Reiche nachzusuchen. „Ihr Herr, sprachen die Gesandten, sey bereit, sich allem zu unterwerfen, was der Pabst verordnen würde." Aber kalt und stolz erklärte Innocenz, „daß das Königreich Sicilien, wegen der Verbrechen des Kaisers Friedrich, der römischen Kirche unwiderruflich heim gefallen sey." So griff denn Konrad zu seinem Schwerdte, um durch Gewalt zu erhalten, was er auf dem Wege der Unterhandlung nicht bewirken konnte. Er verstärkte seine Macht, griff die Städte und die Großen des Landes, die sich ihm noch nicht ergeben hatten, an, und zwang alles, seine Herrschaft zu aner-

kennen. Nur die Hauptstadt Neapel, auf ihre starke Mauern, die Menge ihrer wehrhaften Mannschaft und den Beystand des Pabstes trotzend, verweigerte ihm beharrlich den Gehorsam. Die Stadt wurde zu Lande und zu Wasser eingeschlossen. Die Belagerung dauerte mehrere Monate. Erst als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, und der Hunger den höchsten Grad erreicht hatte, eröffnete sie ihre Thore. (Oktober 1253.) Der Ueberwinder brach die Mauern nnd Thürme der eroberten Stadt, und bestrafte die, welche sich ihm widersetzt hatten, mit einer an Grausamkeit gränzendeu Härte; welches Verfahren nicht dazu beytrug, weder seine Feinde zu versöhnen, noch ihm die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. Nachdem auf solche Weise das Land gänzlich beruhigt war, begab er sich nach Melfi, feyerte daselbst das Weihnachtsfest, und ordnete in einer Versammlung der sicilianischen Stände die öffentlichen Angelegenheiten.

Der König fertigte eine abermalige Gesandtschaft an den Pabst ab, um ihm den Frieden anzubieten, und die Belehnung über seine Lande nachzusuchen. Aber Innocenz blieb unerbittlich. Er hatte sogar ernsthafte Schritte gemacht, Sicilien einen andern Herrscher zu geben, und

dadurch Konraden desto sicherer aus Italien zu verdrängen. Erst war sein Vertrauter, Albrecht von Parma, nach England gegangen, um den Grafen Richard von Kornwall, dessen Reichthümer große Hülfsmittel zur Förderung der päbstlichen Entwürfe erwarten ließen, das Land anzubieten. Als aber dieser, eher ein inniger Freund und Schwager des Kaisers Friedrich, Bedenken trug, ein Werkzeug zur Unterdrückung des Hauses Staufen abzugeben, wandte sich der Pabst an den König Heinrich von England, und trug diesem die Krone für seinen zweyten Sohn Edmund von Lancaster an. Hier ward das Erbieten bereitwillig angenommen; doch zerschlug sich das Geschäft wieder, als der Pabst über denselben Gegenstand zugleich mit Karl von Anjou, einem Bruder des Königs Ludwigs des Heiligen von Frankreich in Unterhandlung trat.

Während der Pabst über Sicilien, als ein ihm angefallenes Eigenthum waltete, behauptete zwar Konrad das Land, aber es entfremdeten sich ihm immer mehr die Herzen seiner Unterterthanen. Die Rache, die er an Neapel genommen, hatte viele Familien mit unversöhnlicher Erbitterung gegen ihn erfüllt, und ihn in

das Geschrey gebracht, daß Grausamkeit ein herrschender Zug seines Charakters sey. Um sein zahlreiches Heer zu erhalten, drückte er das Volk mit schweren Abgaben, welche mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden. Dadurch verbreitete sich gährende Unzufriedenheit über das Land. Ohnehin sträubte sich der Nationalsinn der Italiener gegen die Herrschaft der Fremdlinge. Die herrschende Meynung von seinem bösen Sinn erhielt eine neue Bestätigung, als sein jüngerer Bruder Heinrich, der zu ihm nach Melfi gekommen war, eines schnellen Todes starb; denn seine Feinde behaupteten nun laut und zuversichtlich, er habe den edeln Jüngling vergiftet. Dazu trat ein gespanntes Verhältniß zwischen ihm und Manfreden ein. Dieser mißbilligte die Weise, mit der der König herrschte; der König aber konnte es Manfreden nicht vergeben, daß das Volk voll Liebe und Achtung an ihm hieng, während es ihn selbst haßte. So wurde ihm der Mann gefährlich, der sein treuester Rath und seine Stütze hätte seyn sollen. Indessen gieng er muthig seinen Weg, schlug das päbstliche Heer aufs Haupt, lachte des Bannfluchs, mit dem der erfochtene Sieg gerächt werden sollte, und machte sich auf, um in die Lombardey vorzudringen. Aber ein schneller

Tod machte hier seinen Unternehmungen ein Ende. Er erkrankte in dem Lager Lavello. In der Himmelfahrtsnacht des Jahrs 1254 verschied er. Er hatte sein Leben nur auf 26 Jahre gebracht. Daß er durch die Hand eines Giftmischers gestorben sey, versichern alle Zeugen; aber es ist zweifelhaft, ob die Schuld seines Todes auf Manfreden oder auf den römischen Hof falle. Das Haus Staufen stand nun noch auf dem einzigen Konradin, den Elisabeth, die Gemahlinn des Königes nicht gar zwey Jahre früher zu Landshut gebohren hatte.

Der König hatte in seinem letzten Willen den Markgrafen Berthold von Hochberg zum Vormund seines Sohnes und zum Statthalter des Reichs bestellt. Dieser schickte sogleich Gesandte an den Pabst ab, um die Interessen des schuldlosen Thronerben zu verwahren, und Vorschläge zur gütlichen Beylegung des langen Zwistes zu machen. Aber Innocenz erklärte, daß er erst in den Besitz des Königsreichs gesetzt werden müsse, sey dieß geschehen, so werde er über Konradins Ansprüche erkennen. Doch lud er Manfreden und mehrere von dem Adel des Landes vor sich nach Anagin, um an einem Vergleiche zu arbeiten. Aber man gelangte

zu keinem Resultate, und beyde Theile nahmen wieder eine kriegerische Stellung an. Berthold entschlug sich der Sache, wogegen Manfred die Statthalterschaft übernahm. Indessen war der Stand der Angelegenheiten nichts weniger als günstig für den Thronerben. Die Mittel, deren man bedurfte, um eine dem Feinde furchtbare Macht aufzustellen und zu erhalten, waren größtentheils erschöpft. Das Volk murrte laut über die harte Herrschaft der Teutschen, und wünschte eine Veränderung der Regierung. Unter den Großen des Reichs hatte der römische Hof viele Anhänger, die mit verrätherischen Entwürfen umgiengen. So glaubte Manfred der Nothwendigkeit nachgeben zu müssen. Er erschien auf einer zweyten Tagfahrt zu Anagni, unterwarf sich dem Pabste, und willigte in die Besetzung des Reiches ein, wobey er sich jedoch verwahrte, daß seines Vetters, des Königs, und seine eigene Rechte ungekränkt bleiben sollten. Auf gleiche Weise erklärten sich auch die Großen. Der Pabst betrat dann ungesäumt die Gränze von Apulien. Der Kardinal Wilhelm von Fieschi zog mit dem Heere ihm voran. Alle Städte öffneten ihre Thore, und schwuren der römischen Kirche den Eid der Treue. So sah Innocenz seinen langen Kampf gegen das Haus Stau-

sen mit dem herrlichsten Triumphe beendigt. Doch genoß er seines Sieges nicht lange. Er starb am 7. December des Jahrs 1254. Die Kardinäle erhuben Rainalden von Anagni auf den erledigten Thron, der den Namen Alexander IV. annahm. Er stand an Geist und Kraft tief unter seinem Vorfahrer; dagegen beharrte er fest bey dem alten Grundsatze des päbstlichen Hofes, daß die Zwiste mit dem schwäbischen Kaiserhause nicht anders, als mit der gänzlichen Vertilgung desselben zu endigen seyen.

Indessen giengen die Vortheile, welche Innocenz durch Beharrlichkeit und energische Maaßregeln in dem sicilianischen Reiche erlangt hatte, schnell wieder verlohren. Borell von Anglar, ein vornehmer päbstlicher Höfling, war unweit Teano von Manfreds Leuten erschlagen worden. Man beschuldigte den letztern, daß er der Urheber des Mords sey; und die Klage war nicht ohne Schein, da er mit Borellen, wegen des Besitzes einiger Güter im Streit lebte. Manfred wurde nach Capua vorgeladen, um sich vor dem päbstlichen Marschall zu verantworten. Aber er traute der Treue seiner Richter nicht, ergriff die Flucht, wandte sich zu den Saracenen, die damals

einen Theil des südlichen Italien inne hatten, und rüstete sich, um mit gewehrter Hand wiederzukehren. Er brachte auch bald mit Hülfe der Fremdlinge, die ihn so gastfreundlich aufgenommen hatten, eine nicht unbedeutende Macht zusammen, überfiel mit derselben bey Foggia eine Abtheilung des päbstlichen Volks, warf dieselbe über den Haufen, und verbreitete durch diese glückliche That so viel Schrecken, daß das große bey Troja stehende feindliche Heer die Flucht ergriff, und sich nach Neapel rettete, wo damals der Pabst Hof hielt. Manfred säumte nicht, diese Vortheile zu benützen. Er verstärkte seine Macht, sammelte seine Freunde aus dem Lande um sich her, befestigte sich in seinen Eroberungen, und knüpfte neue Unterhandlungen mit dem Pabste an, die sich aber bald wieder zerschlugen. Das Volk, dem die päbstliche Regierung mißfiel, sehnte sich überall nach dem jungen Helden, der so lange der Gegenstand seiner Liebe gewesen war. Es erfolgten unruhige Bewegungen. Der Pabst sah sich in der Hauptstadt nicht mehr sicher, und entwich mit den Seinen nach Rom. Darauf ergaben sich Neapel, Capua, Aversa an Manfreden. Bald war er Meister des ganzen Landes. Dem Beyspiele von Apulien folgte Sicilien nach. Messina

und Palermo verjagten die päbstlichen Befehlshaber, und unterwarfen sich. Was nicht freywilligen Gehorsam anbot, ward mit den Waffen bezwungen.

Manfred glaubte, daß es ihm gebühre, das Land, das er durch Tapferkeit und Glück erobert hatte, auch aus eigener Macht zu beherrschen. Er legte deßhalb den Namen eines Statthalters und Vormunds nieder, gieng nach Sicilien hinüber, setzte sich in Palermo die Krone auf, und ließ sich von den Ständen den Eid der Treue schwören. (1258.) Um der Sache den Schein der Gehässigkeit zu nehmen, verbreitete er das Gerüchte, daß Konradin in Teutschland gestorben sey. Zwar erschienen Gesandte von der Königinn Elisabeth und dem Herzoge von Baiern, um Manfreden an das Recht seines jungen Vetters zu erinnern, und ihm zu bezeugen, daß er lebe; aber der Anmasser ließ die Königinn wissen: „das Reich sey ihrem Wai„sen verlohren gewesen; er habe es mit gewaff„neter Hand eingenommen. Nach seinem Tode „möge es dem Konradin werden. Doch dazu „müßte er in Italien erzogen seyn; denn die „Einwohner würden keinem Teutschen mehr ge-

„horchen." Auch der Pabst schien eine günstigere Gesinnung gegen Manfreden anzunehmen, indem er ihm das Anerbieten machte, daß er ihn als König anerkennen, und ihm die Lehn ertheilen werde, wenn er die Verbindlichkeit übernehmen wollte, die Saracenen aus Italien zu vertreiben. Manfred war aber weit entfernt, diese Bedingung anzunehmen, weil er durch die Erfüllung derselben die Hülfe treuer und tapferer Bundsgenossen verlohren hätte, deren er sich immer sowohl gegen auswärtige Feinde, als auch gegen seine eigenen Unterthanen bedienen konnte.

Unterdessen herrschte Manfred mit großer Macht und Ansehen, und erweiterte durch glückliche Waffenthaten die Gränzen seiner Herrschaft, so daß es schien, als würde einst sein Scepter über ganz Italien reichen. Es riefen ihn die Gibellinen in der Lombardey und in den umliegenden Landen zu Hülfe, daß er ihr Beschützer gegen die Bedrückungen der Welfen seyn möchte. Ungesäumt sandte er seine Heere, und nach kurzem Kampfe unterwarf sich die Mark Ancona, so wie Florenz seinen Feldherrn. Bald nahm auch Lucca einen Statthalter von ihm an. Deßgleichen anerkannten Cremona,

Pavia, Piacenza und Brescia, und viele andere Städte jenseits und diesseits des Po seine Herrschaft. Mit Schrecken sah der Pabst dieß Glück seines Feindes. Er lud ihn vor seinen Thron, und da er nicht erschien, that er ihn abermals in den Bann. Aber Manfred gieng unerschrocken seines Weges, und man begriff in Rom, daß man ohne fremde Hülfe nicht mehr im Stande sey, sich seiner zu erwehren. Man knüpfte deßhalb die Unterhandlungen mit Karl von Anjou aufs Neue an, um ihm die Krone von Sicilien zu überlassen, und man ward über die Bedingungen einig. Ein solcher Feind konnte Manfreds Aufmerksamkeit erregen; denn Karl war einer der verständigsten und tapfersten unter den Fürsten seiner Zeit; auch fehlte es ihm nicht an Mitteln, um seine Ansprüche mit Nachdruck geltend zu machen. Manfred rüstete sich also zu mannhafter Gegenwehr, und begann damit, daß er in den Kirchenstaat einfiel, worüber der zürnende Pabst das Kreuz gegen ihn predigen ließ. Mittlerweile langte Karl zu Rom an. Ein zahlreiches Heer, das ihm durch das nördliche Italien nachgefolgt war, vereinigte sich daselbst mit ihm. Er schwur den Lehnseid in die Hände des Pabstes ab; fünf Cardinäle verrichteten die Cermonie der Krönung; und sogleich machte er sich

auf, um das ihm zuerkannte Reich in Besitz zu nehmen. Schon die ersten Erfolge des Kriegs gaben für Manfreden keine günstige Vorzeichen. Treuloser Weise verließ der Graf von Caserta seine Stellung am Garigliano, und eröffnete damit dem Feinde den Eingang über die Gränze. Das wohlverwahrte St. Germano ward von Karln mit stürmender Hand genommen. Verrätherey unter dem Heere, und Mißvergnügen im Lande zerrütteten Manfreds beste Entwürfe. Am zwanzigsten Februar (1266.) kam es auf den Gefilden von Benevent zu einer entscheidenden Schlacht. Der Tag endete mit einer gänzlichen Zerstreuung des sicilianischen Heers. Manfred überlebte sein Unglück nicht, indem er tapfer streitend neben seinen Getreuen starb. Siegreich durchzog Karl das Land. Alles dieß und jenseits der Meerenge ward mit Freuden ihm unterthan. So giengen beyde Sicilien für das Haus Staufen verlohren!

Während sich alles dieses in Italien begab, war auch in Teutschland eine Zeit großer Verwirrung. Nach dem Tode Konrads IV. hatte zwar Wilhelm von Holland keinen König mehr gegen sich, und er war das allgemein anerkannte gesetzmäßige Oberhaupt des Reichs. Aber

ohne Geld und ohne Macht, so wie ohne ausgezeichnete persönliche Vorzüge, vermochte er die Würde und den Einfluß nicht zu behaupten, wozu die Krone ihn berechtigte, zumal da der herrschende Sinn der geistlichen und weltlichen Herren auf gesetzloser Eigenmacht stand. So tief war das Ansehen dieses Königes gesunken, daß ein gemeiner Edelmann seine Gemahlinn auf öffentlicher Straße niederwarf und ausplünderte, und daß die Kölln er sich nicht entblödeten, in seiner Herberge Feuer einzulegen, um ihn, sammt den päblichen Legaten, die er bey sich hatte, zu verbrennen. Es war deßhalb kein Wunder, wenn er nichts vermochte, um die alten Ordnungen des Reichs und den Landfrieden wieder herzustellen, wenn die Befehdungen und die öffentliche Unsicherheit immer mehr überhand nahm, und wenn ihn niemand vermißte, als er auf einem Zuge gegen die Friesen erschlagen wurde. (1256.)

Unter diesen Umständen fand die Krone, deren Glanz man so traurig erloschen sah, und in deren Besitz kein Glück und kein Ruhm zu erwarten stand, kaum einen Bewerber. Wie hätte auch einer der teutschen Fürsten nach der königlichen Würde verlangen können, da sich jeder in seinem Kreise bestrebte, sie so tief als möglich

herab zu setzen? Indessen erwachte in dem Pabste die Besorgniß, daß die Wähler ihre Augen auf den jungen Konradin werfen möchten, der, ein Knabe von drey Jahren, an dem Hofe seiner Oheime, der Herzoge in Baiern erzogen wurde. Der Sinn von Rom stand aber fest darauf, daß das Haus der Herren von Staufen, die die Rechte des Reichs so kühn gegen die Anmassungen der Kirche verfochten hatten, auch in Teutschland nicht mehr zu Ehren kommen sollte. Alexander IV. erließ deßhalb Briefe an den Erzbischof Gerhard von Maynz, worin er ihm und den übrigen Wahlfürsten bey Strafe des Bannes verbot, den Konradin in Vorschlag zu bringen, mit dem Anhange, daß das, was irgend zu Gunsten dieses Knaben unternommen werden sollte, an sich schon ungültig und nichtig sey; dagegen ermahnte er die Fürsten, unter dem Beystande Gottes einen solchen zu wählen, der glaubig und andächtig wäre, und aus einer Familie abstamme, die den Ruf der Frömmigkeit habe. Das Wahlgeschäfte zog sich in die Länge, indem sich zwo Parthien bildeten, wovon die eine, welche die Mehrheit der Stimmen hatte, von Konrad von Hohensteden, Erzbischofen in Kölln, und die andere von dem Erzbischofe Arnold von Trier geleitet wurde. Jene erklärte sich

für den Grafen Richard von Kornwall, diese aber für den König Alfons von Castilien; doch in einem Punkte kamen beyde Partheyen überein, daß sie nämlich — zum Zeichen, wie tief zu dieser Zeit der Nationalsinn der Teutschen gesunken war — die Krone zu einem Gegenstande schnöden Wuchers machten, und sich für ihre Stimmen bestimmte Preise ansetzten. Alfons, von einer zu schwachen Parthie geschützt, begnügte sich mit dem Titel, die ihm dieselbe zugedacht hatte, ohne je den teutschen Boden zu betreten. Richard dagegen langte in Teutschland an, wurde mit Freude und Ehre von allem Volke aufgenommen, und empfieng zu Aachen, unter großem Gepränge die Krone. Aber auch er konnte nichts ersprießliches zur Wiederherstellung der Ordnung im Reiche thun, da die Streitigkeiten seines Bruders des Königs Heinrichs III. mit seinen Ständen ihn zwangen, die meiste Zeit in England zuzubringen, wo er sogar das Unglück hatte, in der Schlacht bey Lewes, (1264.) in die Gefangenschaft der Aufrührer zu fallen. So erhielt auch durch ihn das Ansehen und die Kraft der reichsoberhauptlichen Würde keinen Zuwachs, und es mehrte sich die Zerrüttung und die Anarchie, als Alfons sich an den päbstlichen Hof wandte, um durch dessen Einfluß seine Rechte auf die teutsche Krone geltend zu machen.

Mittlerweile befand sich Konradin bis in sein eilftes Jahr bey seinen Vettern den Herzogen von Baiern. In seinem Gefolge befanden sich einige Lehnsleute seines Hauses, die herzoglichen Erbbeamten, seine Räthe und Schreiber. Aber er hatte kaum, um die Kosten dieses Hofstaats zu bestreiten, und da seine Oheime das Beste für ihn thaten, verschrieb er dem einen von ihnen, dem Herzoge Ludwig, all' sein Eigenthum, auf den Fall, daß er ohne Erben sterben sollte, und schenkte ihm einige Güter, die von Friedrich II. in Baiern erkauft worden waren. Er führte zwar noch den Titel eines Herzogs von Schwaben, aber mit so wenig Bedeutung, als der eines Königes von Sicilien und Jerusalem. Denn es hatte der König Richard nicht nur viele seiner Vasallen von ihm abgezogen, sondern auch das ganze Herzogthum dem Reiche einverleibt. „Dieses schöne Land, sprachen die königlichen Briefe, sey von jeher ein Eigenthum des Reichs gewesen, und weil Konradin nie mit demselben belehnt worden, so sey es von Rechtswegen verwirkt.“ So verlebte denn Konradin seine Jugend in einer kümmerlichen Lage. Man sah in ihm ein trauriges Beyspiel von der Wandelbarkeit menschlicher Größe. „Das Volk sang Lieder von dem Unglück seines Hauses,

Doch schien ihm ein neuer Stern der Hoffnung aufzugehen, als der König Richard sich nach England begab, und dort in die Hände seiner Feinde fiel. Er gelangte wieder zum Besitze einiger Bestandtheile des väterlichen Herzogthums. Die Freunde und die alten Diener des Hauses Staufen erhuben sich über die Widersacher desselben. Der Bischof von Constanz übernahm die Vormundschaft über den königlichen Jüngling, während derselbe in Ravenspurg und in andern kleinen Städten des südlichen Schwabens Hof hielt. Ja es gewann sogar das Ansehen, daß ihm die teutsche Krone, die seine Väter so lange und so würdevoll getragen, zu Theil werden sollte. Nach dem Unglücke, daß Richarden betroffen, hielt nämlich der König Alfons die Zeit für günstig, um seine Ansprüche auf das Reich endlich mit Nachdruck zu erheben. Er wandte sich an den Pabst Urban IV. und rief ihn auf, daß er den Streit zwischen ihm und seinem Gegner schlichten sollte. Ein solcher Antrag mußte demselben willkommen seyn, indem in demselben der so oft und so lebhaft bestrittene Grundsatz anerkannt wurde, daß dem Pabst das schiedsrichterliche Erkenntniß in den über die römische Kaiserkrone entstehenden Zwistigkeiten gebühre. Man säumte daher zu Rom nicht, das Geschäfte durch Vor-

ladung der Partheyen zu eröffnen; und als dasselbe Schwierigkeiten fand, setzte es Urbans Nachfolger Clemens IV. mit noch größerem Eifer fort. Dadurch wurde der Besitz, in dem sich Richard und Alfons zu befinden schienen, aufs Neue zweifelhaft, und die Stände begriffen mit Unwillen, wie sehr durch die päbstliche Anmaßung ihr Wahlrecht und die Selbstständigkeit der teutschen Nation gefährdet ward. Sie glaubten deßwegen ihre Freyheit zu retten, und zugleich der bisherigen Verwirrung ein Ende zu machen, wenn sie die Krone auf das Haupt eines dritten setzten. Die meisten von ihnen richteten ihre Augen auf den jungen Konradin. Nur war der König Ottokar von Böhmen nicht ihres Sinnes. Dem Könige Richard, dem er die Belehnung mit dem Herzogthum Oesterreich verdankte, durch Pflichtgefühl und Freundschaft ergeben, und bey einer Thronveränderung für so manchen von ihm unrechtmäßig angemaßten Besitz besorgt, meldete in der Stille nach Rom, mit welchen Anschlägen die teutschen Fürsten umgiengen. Sogleich erließ der Pabst ein heftiges Schreiben an den Erzbischof Werner von Maynz, worinn er sich, unter den schärfsten Drohungen gegen diejenigen erklärte, welche die Absicht haben mochten, Konradin auf den

Thron zu erheben. Darüber erschracken die Fürsten; andere überließen sich der Furcht, daß die Zerrüttungen des Vaterlandes noch mehr überhand nehmen würden, wenn sie ihrem Sinne folgten. So blieb Richard im Besitze seines Titels, den er jedoch immer weniger geltend zu machen im Stande war.

Um diese Zeit kamen Gesandte aus Italien nach Schwaben, und brachten dem Konradin Briefe von den Gibellinen, worinn sie ihn ermahnten, sich aufzumachen, und sein väterliches Reich wieder einzunehmen. Karl von Anjou hatte sich nämlich, als seine Herrschaft über beyde Sicilien hergestellt war, angeschickt, die besagte Parthey in Toscana und in dem nördlichen Italien zu bekriegen, und auszurotten. Er erfüllte damit nicht nur den Wunsch der Welfen, die ihn mit Geld und Mannschaft unterstützten; sondern er förderte damit auch das höchste Interesse des Pabstes, das auf der gänzlichen Vertilgung aller derer stand, die es ehemals mit dem schwäbischen Hause gehalten Die Feindseligkeiten wurden eröffnet. Der Vortheil entschied sich überall für Karl'n. Die Gibellinen sahen sich allenthalben bedrückt. Da wandten sie sich an den Enkel der Helden, unter deren

Anführung einst ihre Sachen so herrlich gestanden waren, und ihre Väter so große Thaten gethan hatten. Mit Freude empfieng Konradin die Gesandten, die dem hochstrebenden Sinne des Jünglings, der sein bisheriges Leben unter dem steten Anblick der Ruine seines Hauses kummervoll zugebracht hatte, die Aussicht auf eine glänzende und ruhmvolle Laufbahn und auf den Wiedererwerb des herrlichen Erbes seiner Väter eröffneten. Auch seine Oheime, die Herzoge von Baiern, und andere Freunde seines Hauses waren der Meynung, daß dieser Ruf eines freundlichen Schicksals nicht zu verschmähen sey, und versprachen Mitwirkung und Beystand. Dazu steuerten die Gesandten der ersten Verlegenheit, in die man bey dieser Unternehmung gerathen konnte, indem sie eine Gabe von 100,000. Goldgulden darbrachten. Nur Elisabeth, Konradins Mutter, die damals mit dem Grafen Meinhard von Görz und Tyrol vermählt war, mißrieth, warnend und flehend, ihrem Sohne das Abentheuer. Es schien in ihrem Gemüthe eine Ahnung des Unglücks zu seyn, dem er entgegen gieng.

Konradin begab sich nach Augsburg, und sammelte die alten Vasallen und Freunde seines

Hauses um sich. Den beyden Herzogen von Baiern, die sich bisher so väterlich seiner Erziehung angenommen, und so nachdrücklich für die Erhaltung seiner Rechte und seines Eigenthums gehandelt hatten, stellte er Briefe aus, vermöge deren alle seine Erbgüter und Lehn ihnen zufallen sollten, wenn er ohne Kinder sterben würde. Der Herzog Ludwig, deßgleichen der Graf Meinhard von Tyrol erboten sich, die Gefahren und die Ehre des Zugs mit ihm zu theilen. Es sammelte sich ein Heer, das über 10,000 Ritter und Dienstleute zählte. Am Ende des Sommers (1267.) setzte sich die ganze Macht in Bewegung, und zog durch das Tyrol nach Verona hinab, wo man den Winter über verweilte, um den Gibellinen Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen zu geben. Konradin stand damals in dem sechszehnten Jahre seines Alters.

Indessen waren die Mittel, die er aus Teutschland mit gebracht hatte, erschöpft; Italien gewährte noch keine Zuflüsse; er konnte den seinen nicht einmal mehr den ihnen gebührenden Sold bezahlen. Dadurch entstand großer Mißmuth bey dem Heere und seinen Anführern. Zwar suchte er den Grafen Meinhard, der 1500 Mark Silber aufgewendet hatte, zufrieden zu stellen,

indem er zu seiner Sicherheit dem Herzoge von Baiern Schongau und seine Güter in Moringen, sammt dem ganzen Heibisch verpfändete; und dem Herzoge selbst, der noch größere Summen forderte, gab er die Schutzvogtey von Augsburg, die Burg Schwabeck, die Stiftsvogtey an der Straße, die Vogtey des Klosters Füssen und den Berghof zum Versatze. Diese Herren nahmen die Verschreibungen an; aber zugleich entsagten sie ihrem Antheile an der Unternehmung jenseits des Gebirges, und giengen mit ihren Rittern und Knechten wieder nach Teutschland zurück. So schmolz das Herr Konradins bis auf 3,000 Reisige zusammen, die jedoch aus auserlesener Mannschaft bestanden. Von den Fürsten war ihm auch Friedrich von Oesterreich, ein Sohn des Markgrafen Herrmann von Baden getreu geblieben, bereit Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Beyde Jünglinge waren durch dieselbe edle Gesinnung mit einander verwandt; in dem nämlichen Hause erzogen hatte von Kindheit an ein festes Band der Freundschaft sie umschlungen; überdieß verfolgte beyde das Schicksal mit gleicher Ungunst. Denn so wie dem Konradin seine väterlichen Lande, so wurde Friedrichen durch Ottokars Gewalt, das Herzogthum Oesterreich

vorenthalten, das ihm als ein Erbgut von seiner Mutter Gertraud gebührte.

Während sich Konradin von dem größten Theile seines teutschen Heers verlassen sah, gewannen seine Sachen in Italien ein desto glänzenderes Ansehen. Das meiste verdankte er dem Prinzen Heinrich von Castilien. Derselbe war aus Tunis, wo er mehrere Jahre dem Könige der Saracenen gedient hatte, nach Italien herüber gekommen, um seinem hochstrebenden und abentheuerlichen Sinne eine neue Laufbahn an der Seite seines Vetters Karl von Anjou zu eröffnen, der ihn auch freundlich aufnahm und mit Ehren und Geschenken überhäufte. Aber bald erregte er, durch den Einfluß, den er auf das römische Volk gewann, und durch seine Hinneigung zu der Parthie der Gibellinen, Karls Mißtrauen, und er sah sich von diesem unversöhnlich beleidigt, als derselbe das Königreich Sardinien, das früher ihm verheißen war, selbst ansprach, und ihm zugleich die Summen vorenthielt, die er ihm schuldig war. Als er nun vernahm, daß Konradin heran ziehe, um seiner Väter Thron wieder zu erobern, warf er die Hülle ab. Seine Würde, als römischer Senator, gab ihm einen großen Glanz. Dreyhun-

dert saracenische Reiter, die in seinem Solde standen, hielten seine Widersacher im Schrecken. Das Volk bewunderte ihn, und hieng ihm an. Deßhalb ward es ihm auch nicht schwer, den Meister in Rom zu spielen. Er stürzte die Parthey der Welfen, hielt die Geistlichkeit im Zaume, bemächtigte sich ihrer Schätze, und erklärte sich öffentlich für Konradin. Der Pabst Clemens IV. und seine Cardinäle ergriffen die Flucht, und retteten sich nach Viterbo.

Während dieß in Rom geschah, kam der andere Prinz von Castilien Friedrich, ein Bruder des römischen Senators, gleichfalls von Tunis her, auf den Küsten von Sicilien an, bemächtigte sich einiger Oerter, und erklärte sich für einen Bundsgenossen Konradins. Mit ihm wirkte Konrad Capeze, dessen Vater ein natürlicher Sohn des Kaisers Friedrich II. gewesen war. Bald fiel beynahe die ganze Insel ihnen zu, nur daß Messina dem König getreu verblieb. Auch in Apulien erfolgten unter dem Adel und dem Volke aufrührische Bewegungen. Konrad regierte als der Statthalter seines Vetters, in den Ländern, die sich ihm ergeben hatten. Der Erfolg seines Unternehmens schien für den Erben von Staufen nicht mehr zweifelhaft.

Dieser brach am Anfange des Jahrs, (1268) mit seinen teutschen Rittern zu Verona auf, und zog über Cremona und Lodi nach Pavia. Während er daselbst verweilte, ließen ihn die Pisaner wissen, daß sie einige Schiffe ausgerüstet haben, um seinen Zug zu fördern. Er gieng dann durch die Länder des Markgrafen von Caretto, in den Hafen Vada, und segelte von dort nach Pisa hinüber, (7. April.) während Friedrich von Baden, mit dem Heere, über Lunigiana anrückte. Nirgends hatte sich ein Widerstand gezeigt; im Gegentheil sah Konradin seine Macht täglich verstärkt, wie denn auch spanische und italienische Söldner herbey kamen, um unter seinen Fahnen zu streiten. Von Pisa wandte er sich nach Siena, nachdem er erst die Bürger von Lucca, durch Verheerung ihres Gebiets, für ihre Anhänglichkeit an seine Feinde gezüchtiget hatte. Am Arno stellten sich ihm einige Haufen von Karls Völkern entgegen; aber leicht und schnell waren sie zerstäubt, und unaufhaltsam wälzte sich nun der Zug gegen Rom. Von den Thürmen von Viterbo sah der Pabst das Heer, die beyden fürstlichen Jünglinge an seiner Spitze, vorüber ziehen. Es regte sich in ihm ein Vorgefühl ihres Schicksals. „Diese

„Jünglinge, sprach er, gehen gleich Schaafen zur „Schlachtbank, und gleich dem Rauche wird ihr „Werk verwehen.“

In Rom zag Konradin im Triumpfe ein, wie die alten Imperatoren. „Der Senator Heinrich von Castilien gieng ihm entgegen, mit einem Heere festlich gerüsteter Krieger, in so großer Menge, daß es eher schien, er rücke feindlich aus gegen die Ankommenden, als daß er sie freudig und freundlich empfangen wolle. Aber der Jubel, der von allen Lippen erscholl, die freudigen Stimmen des Preises und Dankes gegen den muthigen Jüngling, den Retter aus großem Drange, die mit Blumen und Kränzen geschmückten Helme der Krieger, die kostbaren Gewande von reichen Stoffen und glänzenden Farben, die über ihre Panzer die Kriegsmänner angethan hatten, und auf den Wiesen St. Peters unterm Montemall, wo das Volk in geordneten Reihen versammelt stand, die Reigentänze, die Volk und Kriegsleute nun anstellten, als singend und springend sie Konradin in die Thore der Stadt hinein geleiteten, offenbarte auf das Unzweydeutigste das Schauspiel des freysten Opfers der Huldigung. Zwischen den Mauern der Stadt selbst angekommen, wurde der junge Held em-

pfangen von Schaaren auserlesener, schön gekleideter Frauenzimmer, die mit Cymbeln, Pauken, Hörnern, Geigen und anderm lustigen Saitenspiel frolockend ihn begrüßten. Ja, was seltener schien, in den Straßen, durch die er zog, waren oben an den gegen über stehenden Häusern, den Bogen oder Brücken gleich, Seile ausgespannt. An diesen hatten die Damen, ihn zu ehren, und in eigenem Glanze sich ihm zu zeigen, das Kostbarste ihres Schmuckes aufgehängt. Stirnbinden, Gürtel, Halskrausen, Handschuhe, Bänder von Manchetten, Farben und Stoff, Kniebänder, Armspangen, Halsgehänge vom schönsten Edelgestein, seidene Beutel, Messer mit atlasnen Futteralen, Stickwerk, Tapeten, seidene, purpurne und andere Tücher und Vorhänge, mit Seide und Gold durchwirkte Leinwand, und goldgewobene Mäntel flatterten im schimmerndsten Farbenspiele, gleich Segeltüchern und Zeichen frohen Willkomms und glücklicher Vorbedeutung, herunter auf die vorüberziehenden Schaaren. Ja die Straßen selbst waren nicht nur nach gewöhnlicher Sitte mit Lorbeeren oder sonstigen Baumzweigen geschmückt, sondern selbst diese mit Gewanden und reichen Pelzwerken überdeckt. So glänzend auch wenige Jahre vorher Karl von den Römern war empfangen worden, solche Ehren-

bezeugungen waren ihm nicht wiederfahren. Weit überstrahlte Konradins Bewillkommung an Pracht und Herrlichkeit, so wie an Herzlichkeit, jene." *)

Karl hatte mittler Weile seine Macht gesammelt, um seinen Thron und sein Reich gegen die Gefahr zu schützen, die über ihn heranzog. Im August aber erhub sich Konradin mit seinem Heere von Rom; in stolzer Zuversicht, durch so ungewöhnliche Gunst der Umstände und der Erfolge erregt, gieng er, mit seinen Helden, dem Feinde entgegen; ohne Widerstand überschritt er die Gränze des väterlichen Königreichs. Er nahm seinen Weg über Tivoli und Tagliacozzo gegen den Celaner See. Hier vernahm er, daß der Feind nicht mehr ferne sey; er rückte deßhalb in Schlachtordnung vorwärts; in der valintinischen Ebene, an dem Flüßchen Alba, stellten sich die Vorwachen des feindlichen Heeres dar. Dieser Anblick erhöhte den Muth und die Streitlust in Konradins Kriegern, und mit Ungestüm forderten sie, daß unverzüglich angegriffen werden sollte. Beyde Theile rüsteten sich zur Schlacht.

*) So beschreibt den Einzug Konradins ein neuerer Schriftsteller genau nach dem Berichte des gleichzeitigen Saba Malaspina.

Da Karl von Anjou einen Theil seiner Völker zur Vertheidigung von Messina und zur Besatzung der Küsten verwenden mußte, und auch in dem Treffen am Arno einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten hatte, so stand das gegenseitige Verhältniß der Macht sehr zu seinem Nachtheile. Er mußte deßhalb, was ihm an Zahl abgieng, durch die Zweckmäßigkeit der Stellung zu ersetzen suchen. Zu diesem Ende kam ihm ein alter französischer Ritter, Alard, der, von einer Wallfarth zu dem heiligen Grabe zurückkehrend, so eben an dem italienischen Ufer gelandet war, mit seinem Rathe zu Hülfe. Nach dessen Vorschlag schickte er zwo Abtheilungen seines Heers, wovon die eine die Provencalen, die andere die französischen Söldner enthielt, in die valentinische Ebene voraus, und stellte an die Spitze derselben seinen Marschall Heinrich von Konsanz, der, um seinem Volke und dem Feinde Achtung zu gebieten, die königliche Rüstung und Kleinode trug, Karl selbst aber legte sich mit dem dritten Haufen, der aus achthundert auserlesenen Rittern bestand, in eine an der Ebene sich hinziehende Vertiefung. Alard beobachtete auf einem Hügel, der das ganze Schlachtfeld beherrschte, den Gang der Ereignisse. — Konradin theilte sein Heer in zween Haufen; der eine,

befehligt von den Grafen Galvani und Gerhard von Pisa, bestand aus dem italienischen Volke, der andere, den Heinrich von Castilien anführte, aus den spanischen Söldnern. Er selbst und Friedrich von Baden ihm zur Seite, hielt mit seinen dreytausend Geharnischten auf einer Höhe, von welcher er das Gefilde überschauen konnte. Es war am Morgen des drey und zwanzigsten Augusts, als in Konradins Reihen der Schall der Heerpauken und Trompeten, als Zeichen zum Angriffe ertönte.

Mit wildem Geschrey und reissendem Ungestüm stürzten die Italiener und Spanier auf die Provencalen los, warfen sie über den Haufen, und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Da kam Heinrich von Consanz herbey, sammelte die Geschlagenen, und führte sie wieder gegen den Feind. Der Kampf entbrannte heftiger; es wankte zweifelhaft der Erfolg. Als aber Konradins Völker in dichtem Haufen einen neuen Angriff machten, traten sie alles vor sich zu Boden, und selbst der Marschall ward vom Pferde gerissen und erschlagen. Da er die königliche Rüstung trug, lief sogleich das Gerüchte durch alle Reihen des von ihm angeführten Heeres, daß der König gefallen sey, und von Schrecken ergriffen,

überließ sich alles einer eiligen Flucht. Unter frohem Jauchzen und Siegesgeschrey jagten Konradins Völker hinter dem fliehenden Feinde her; bald lößten sich die Schaaren auf, um von den Geschlagenen zu erbeuten, was sie am Leibe trugen, oder in ihrem Lager hinterlassen hatten; auch die Ritter, welche die Prinzen umgeben hatten, ließen sich von der allgemeinen Plünderungslust hinreissen, und folgten größten Theils dem Feinde nach. Als Alard diese Auflösung und Unordnung in dem siegenden Heere sah, glaubte er, daß der Augenblick günstig sey, um die Schlacht wieder herzustellen. Auf sein Geheiß rückte Karl an, mit seinen Rittern, aus seinem Hinterhalte, auf die Ebne hervor, fiel über die Zerstreuten her, hieb nieder, was sein Arm erreichen konnte, und erfüllte alles mit Schrecken. Seine geschlagenen Schaaren fiengen an sich wieder zu sammeln; der Feind dagegen fand keine Zeit mehr seine Reihen zu bilden. Zwar widerstand Konradin, als der König auf seine Fahne loszustürmen begann, einige Augenblicke. Da aber seine Freunde sahen, daß in das zertrennte Heer keine Kraft und kein Muth mehr zu bringen war, und daß alles sich dem Schrecken und der Flucht überließ, ermahnten sie ihn, sich und die Seinen nicht umsonst aufzuopfern. So

räumte auch er fliehend das Schlachtfeld. Seine ganze Macht war vernichtet. Man zählte der Erschlagenen mehrere tausende von den Seinen. Selbst von den Gefangenen wurden noch viele einem grausamen Tode geopfert.

Konradin, mit Friedrichen von Baden und noch einigen seiner Vertrauten, wandten sich gegen die Küste des mittelländischen Meers, um einen Weg nach Pisa zu finden, in welcher treuen Stadt es ihnen an Zuflucht und Hülfe nicht fehlen konnte. Ihren Charakter verläugnend, und in schlechte Kleider vermummt, drangen sie auch bis zu dem in dem päbstlichen Gebiete liegenden Städtchen Astura durch, und waren so glücklich, daselbst ein Schiff zu finden, auf dem sie ungesäumt absegelten. Kaum aber hatten sie das Ufer verlassen, als dem Befehlshaber des Platzes, Johann von Frangipani, angezeigt wurde, es seyen auf diesem Fahrzeuge einige Jünglinge von edler Gestalt eingeschifft worden, und sie haben mit ängstlicher Eile, und ungewöhnliche Belohnungen darbietend, auf die Beschleunigung ihrer Reise gedrungen. Diese Meldung erregte den Verdacht des Italieners, zumal das Geschrey von dem Erfolge des Streits bey Tagliacozzo schon vor seine Ohren ge-

kommen war. Er ließ durch ein schnell segelndes Schiff die Reisenden zurückholen. Furchtlos folgte Konradin seinem Befehle, weil er sich erinnerte, daß Frangipani einst ein treuer Diener seines Großvaters, des Kaisers Friedrich gewesen war. Derselbe schien auch zu überlegen, ob es ihm nicht nützlicher seyn dürfte, wenn er die Gefangenen in Sicherheit brachte, als wenn er sie ihren Feinden übergab. Während er aber mit sich zu Rathe gieng, erschien eine neapolitanische Flotte vor dem Hafen, und ein päbstliches Heer umringte die Stadt. Es blieb Frangipani keine Wahl mehr. Er überantwortete die Gefangenen dem Könige, welcher Konradin und Friedrichen nach Neapel abführen ließ; Lancea von Calvano und dessen Sohn Galeotto aber, welche mit den beyden Prinzen verhaftet worden waren, wurden auf seinen Befehl zu Gignatiano enthauptet. Auch der Senator Heinrich von Castillen und der Graf Gerhard von Pisa hatten das Unglück, in die Hände des Königes zu fallen; jener hatte seine Zuflucht in einem Kloster zu Reate genommen, und wurde von dem Abte verrathen; dieser aber war zu Rom, wo er sich verborgen hatte, entdeckt worden.

Während Karl seinen Sieg benutzte, um sich alle Plätze in beyden Sicilien wieder zu unterwerfen, an den Abtrünnigen Rache auszuüben, und überall ein strenges Regiment anzuordnen, saßen die Gefangenen in den Kerkern von Neapel, ihres Schicksals ungewiß. Da versammelte der König die Stände und die berühmtesten Rechtsgelehrten seines Reiches, um von ihnen zu vernehmen, was für eine Strafe Konradin und seine Gehülfen verdient hätten. Auf solche Weise wollte er dem Blutbade, das von ihm beschlossen war, einen Anschein von Gesetzmäßigkeit geben. Der Ankläger erhub schwere Beschuldigungen gegen Konradin. Er habe, sprach er, nicht nur gegen Karl, den rechtmäßigen König von Sicilien, die Waffen ergriffen, um ihm Krone und Reich abzudringen, sondern auch die Kirche angefallen, und Gotteshäuser und Klöster verheert; und durch diese Verbrechen sey er des Todes schuldig geworden. Zwar nahm der Graf Rupert von Flandern, der Eidam des Königes, das Wort für die Sache der Unschuld, und zeigte, in heftigem Eifer sprechend, welch' ein Frevel es seyn würde, das Blut eines Prinzen von so edelm Geschlechte, des Enkels so vieler Kaiser und Könige, zu vergießen. In gleichem Sinne erklärte sich der große Rechtslehrer

Guido von Sucaria, indem er aus den Gesetzen den Beweis führte, daß Konradin nicht verdammt werden könne, da er ausgezogen sey, nicht um fremdes Gut, sondern um sein väterliches Erbe zu erobern, und da er nicht mit den Waffen in der Hand, sondern durch treulosen Verrath gefangen worden. Auch die meisten von den französischen Rittern erhuben, freymüthig und kräftig, ihre Stimme für den jungen Helden. Aber die Herren von Neapel, Capua und Salerno, und überhaupt alle die, welche Unterthanen des Königes wären, wollten lieber die Unschuld aufopfern, als ihrem Tyrannen mißfallen, und erkannten über Konradin und seine Genossen den Tod. Ihnen stimmte der König Ottokar von Böhmen bey, weil er des Besitzes von Oesterreich erst sicher zu seyn glaubte, wenn er die aus dem Wege geräumt sah, die nie aufgehört hatten, den ungerechten Erwerb von ihm zurückzufordern. Und Karl selbst verheimlichte seinen Blutdurst so wenig, daß er laut erklärte, es sey ja schon Gnade genug, daß er die Gefangenen nicht, wie es Rebellen gebühre, an den Galgen aufhängen lasse. So siegte in dieser Versammlung die Grausamkeit und die Menschenfurcht über die Wahrheit und das Recht, und es erfolgte das Erkenntniß, daß Konradin,

Friedrich von Baden, Hermann von Hirnheim, ein Ritter aus Schwaben, Gerhard Graf von Pisa, die Grafen Galvani, Vater und Sohn, und noch einige andere italienische Herren enthauptet werden sollten. Heinrich von Castilien dagegen wurde zu lebenslänglichem Verhafte verdammt, weil der Abt, durch den er verrathen worden war, bey seiner Auslieferung die Bedingung gemacht hatte, daß er mit der Todesstrafe verschont werden möchte.

Konradin und Friedrich spielten eben im Schach, als die Schöppen in ihren Kerker traten, um ihnen zu verkünden, was das Gericht über sie beschlossen hatte. Die Jünglinge, die ein so grausames Urtheil nicht erwartet haben mochten, vernahmen das Wort der Todesboten mit sichtbarem Entsetzen. Man bewilligte ihnen eine kurze Frist, um für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Konradin beichtete, und entwarf seinen letzten Willen. Der 26. Oktober ward zur Vollziehung des Urtheils bestimmt.

Man errichtete auf dem Markte zu Neapel ein Gerüste, und bedeckte es mit rothen seidenen Teppichen. Auf dasselbe wurde Konradin und seine Freunde geführt. Eine unermeßliche Volks-

menge, die zum Theil aus den benachbarten Städten herbeygeströmt war, umgab das Blutgerüste. Karl sah der schauerlichen Handlung von der Zinne eines Thurmes zu.

Als die Gefangenen angekommen waren, betrat der königliche Geheimschreiber Robert eine erhöhte Stelle, und las ihnen von derselben mit lauter Stimme ihr Urtheil vor, wobey er in Beziehung auf Konradin besonders anführte, er habe den Frieden der Kirche gestöhrt, sich unbefugter Weise den königlichen Titel angemaßt, und dem Könige Karl nach dem Leben getrachtet. Die Beschuldigungen erregten das Gemüth des Prinzen, und im lebendigen Gefühle des Unrechts, das ihm erwiesen ward, sprach er: „Verächtlicher Sklave! sollteſt du es wagen, über „den Sohn eines Königes das Todesurtheil aus„zusprechen? Weißt du nicht, daß keiner über „einen Herr sey, der ihm gleich ist?“ — Er wandte sich dann zu dem Volke, und bezeugte demselben, daß er nie die Kirche beschädigen, sondern nur das Erbe seiner Väter wieder habe erobern wollen, das ihm durch ungerechte Gewalt entrissen worden; er hoffe auch, daß die Familie seiner Mutter, die Herzoge von Baiern, und die biedere teutsche Nation seinen Tod nicht

ungerochen lassen werden. — Als er den Truchseß Heinrich von Waldburg unter den Umstehenden erblickte, zog er seinen Siegelring vom Finger, steckte ihn in seinen Handschuh, und warf diesen dem Ritter mit den Worten zu: „Bringe „diesen Ring meinem Vetter, dem Könige Peter von Aragonien, und melde ihm, daß „ich ihn hiermit zum Erben meiner Reiche Neapel und Sicilien einsetze.“ Er legte dann sein Oberkleid ab, und hub seine weißen Arme gen Himmel. „O Mutter! rief er aus, welche „schreckliche Botschaft wirst du von mir hören!“ Das war sein letztes Wort. Es fiel sein Haupt. In diesem Augenblicke schrie Friedrich von Baden laut auf, und rief Gott zum Zeugen seiner Unschuld an. Dann kam die Reihe an ihn. Der alte Graf Galvani beschloß dieselbe, nachdem er seinen Sohn vor seinen Augen hatte sterben sehen. Die Leichname der Hingerichteten wurden, wie die, welche vom Meere ausgeworfen werden, an der Küste beerdigt. Noch bezeichnet eine Kapelle die Stätte, auf der Konradin begraben liegt. Seine Mutter suchte ihr leidendes Gemüth zu beruhigen, indem sie der Seele des geliebten Sohnes zum Troste das Kloster Stamms, in Tyrol, stiftete.

Das Volk, welches das Blutgerüst umgab, da es so viele Opfer von edelm Geschlechte und Sinn auf demselben fallen sah, zerfloß in Thränen; andere fluchten laut der Grausamkeit des Königes. Robert von Flandern gerieth in so heftige Entrüstung, daß er, wie alte Zeugnisse versichern, den Geheimschreiber tödtete, der den Hingerichteten das Todesurtheil vorgelesen hatte. Der König Peter von Aragonien schrieb einen Brief voll bitterer Vorwürfe an Karln, und sagte ihm ins Angesicht: er sey ärger als Nero, und grausamer als die Saracenen. Auch die Herzoge von Baiern erhuben aller Orten ihre Klage über das himmelschreyende Unrecht, das ihren Vettern erwiesen worden. Ganz Teutschland ward ergriffen von Entsetzen ob der schändlichen That. Ueberall ward Konradins Name genannt, wie der Name eines Heiligen. Aber nirgends erhub sich ein kräftiger Arm, das edle Blut zu rächen. Was ihm von den Stammgütern seines Hauses in Teutschland noch übrig geblieben war, zogen die Herzoge von Baiern, seine Oheime, vermöge ihrer Pfandschafts- und Erbrechte, an sich. die früher entfremdeten Lande der Herren von Staufen wurden von nun an von den neuen Erwerbern als unbestrittenes Eigenthum besessen. Das Herzogthum Schwaben blieb zertrümmert.

Von den teutschen Völkern, welche Konradin mit sich in Italien geführt hatte, starben viele tapfere Männer auf dem Schlachtfelde, andere unter dem Schwerdte des Henkers, viele kamen in dem Elende der Gefangenschaft um. Doch sammelte sich ihrer ein ansehnlicher Haufen, der, angeführt von einem Manne gemeinen Standes, der sich Stock von Würzburg nannte, mit den Waffen in der Hand, durch das Land voll Feinde und Verrathes hindurch drang, nach vielen Mühen und Gefahren die Gebürge erreichte, und endlich glücklich in der Heimath ankam. Aber ein höchst unglückliches Schicksal traf die drey Brüder Konrad, Martin und Jakob Capece, Söhne des Friedrichs von Antiochien, den der Kaiser Friedrich II. außer der Ehe erzeugt hatte. Lange hielt sich der tapfere Konrad mit seinen teutschen und toscanischen Kriegern in der unüberwindlichen Feste Conturbia, das Wilhelm der Banner, Karls grausamer Gehülfe, belagerte. Endlich aber ward die Mannschaft ihrer Entbehrungen und Gefahren müde, und da keine Hoffnung des Ersatzes zu fassen war, beschloß sie ihren Befehlshaber dem Feinde zu überantworten. Als Konrad den Verrath bemerkte, hielt er für gerathen, sich selbst auszu-

liefern. Aber kaum war er, umgeben von den Häuptern der Verschwörung, im Lager angekommen, als Wilhelm befahl, daß ihm die Augen ausgerissen, und er dann an den Galgen aufgehängt werden sollte. Sogleich wurde auch das Urtheil vollzogen. Desselben schmählichen Todes waren seine Brüder Martin und Jakob, in der Nähe von Neapel, gestorben. Noch lebte der alte tapfere Enzius, auch ein Sohn Friedrichs II., in seinem Gefängnisse zu Bologna, in dem er schon seit dem Jahr 1247., da er den Bürgern dieser Stadt in die Hände fiel, verhaftet war. Erst im Jahre 1272. endete er sein kümmerliches Leben. Mit ihm erlosch auch noch der letzte unächte Zweig von dem Stamme der Herren von Staufen.

Auf so große Verbrechen und auf so viel Blut baute Karl von Anjou seine Herrschaft über beyde Sicilien. Aber sein unersättlicher Ehrgeiz und sein unruhiges Streben auf kühne politische Zwecke ließen ihn seinen Besitz nicht in Frieden genießen, und durch die Härte, mit der er über seine Sclaven herrschte, beschleunigte er selbst die Stunde der Rache, die nach solchem Frevel nicht außen bleiben konnte. Indem er

den stolzen Plan verfolgte, sich erst zum unumschränkten Herrn von ganz Italien zu machen, dann das morgenländische Kaiserreich sich zu unterwerfen, und damit die Krone, welche die alten römischen Imperatoren getragen, auf seinem Haupte wieder herzustellen, entzog er seinen Ländern die letzten Kräfte, um sich die Hülfsmittel zu solchen abentheuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, und da er, in seinem übermüthigen und grausamen Sinne die Menschen nur als Werkzeuge seines Willens betrachtete, war er taub gegen die Stimme des Rechts und gegen die Klagen der Unterdrückten. So wurden die schönen Gefilde von Sicilien und Apulien ein scheußlicher Schauplatz von Tyranney, Gewaltthätigkeit und Elend; das Volk ward ein Opfer der Raubsucht und des Muthwillens der französischen Miethlinge, die des Königs Befehle ausrichteten; auch das bescheidenste Flehen um Schonung und Hülfe wurde als Hochverrath bestraft. Darüber gieng den Gemißhandelten die Geduld aus, und in tiefer Stille bereitete sich die Verschwörung zur Rettung des Vaterlandes. Während Johann von Procida in den König Peter von Aragonien drang, sein Recht auf Sicilien, das ihm durch Konradins letzten Willen geworden, geltend zu machen, und zu-

gleich den Hof von Konstantinopel und den Pabst gegen Karl von Anjou erregte, brachen auf der Insel die letzten Bande der Ergebung, und es bedurfte nur noch der Gegenwart des edeln Patrioten, um die Gemüther zur entscheidenden That zu erheben. Am Ostermontage des Jahrs 1282. entbrannte der Aufruhr in Palermo. Unaufhaltsam wälzte er sich durch alle Städte und Flecken der Insel fort. Alle Franzosen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, wurden nieder gemacht. Es wurde sogar, im buchstäblichen Sinne, von der rächenden Hand der Empörten, das Kind im Mutterleibe nicht verschont. Man zählte der Erschlagenen in Palermo 4000, in Catanea 8000, in Messina 3000, unter welchen letztern sich auch der Vicekönig befand. Bald erschien, unter dem Jubel des Volks, Peter von Aragonien auf der Insel, und empfieng Krone und Scepter aus den Händen seiner Getreuen. Umsonst hatte Karl seine Seemacht versammelt, um die Aufrührer wieder zu unterwerfen. Es kam der treffliche Seemann Ruggiero de Loria mit einer ansehnlichen Flotte herbey, und als er in der Meerenge von Messina erschienen war, nahm er erst 29 französische Galeeren, die sich ihm ohne Widerstand ergaben, dann aber segelte

er gegen Catona und Reggio, wo er sämmtliche auf den Werften liegende Schiffe verbrannte. Damit sah sich Karl aller seiner Hülfsmittel beraubt, um Rache an Sicilien zu nehmen. Als er seine Flotte in hellen Flammen auflodern sah, rief er in tiefem Gefühle seines Unglücks aus: „Gott du hast mich hoch erhoben! Sey mir gnädig, daß ich allmählich wieder herab steigen werde." Von nun an waren alle seine Bestrebungen vergeblich. Kummer und Reue nagten an seinem Leben. Er starb im dritten Jahre nach dem Verluste von Sicilien. Peter von Aragonien vererbte die Insel auf seine Nachkommen, die sie bis an das Ende des vierzehnten Jahrhunderts beherrschten.

Uiber Martin Crusius und seine schwäbischen Annalen.

Martin Crusius*) genoß, durch Gelehrsamkeit und rastlose Thätigkeit, in seinem Zeital-

*) Sein eigentlicher Name war Kraus, den er, nach der Sitte jener Zeit, latinisirte. Er wurde am 19. Sep. 1526. zu Gräbern, einem abgegangenen Dorfe in dem ehemaligen Fürstenthum Bamberg gebohren. Von 1545. an studierte er in Straßburg, wo er mehrere Jahre zubrachte; 1554. kam er als Rector nach Memmingen, 1559. aber als Professor der griechischen und lateinischen Sprache nach Tübingen, wo er am 15. Februar 1607. als ein Greis von 81 Jahren starb. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften finden sich im I. Bande von J. Mosers teutscher Ausgabe der schwäbi-

ter eines hohen Ruhmes, und als Annalist der schwäbischen Nation kann er nie gänzlich vergessen werden, so lange unter den Teutschen diejenigen nicht aussterben, die in den Gefahren und in den Täuschungen der Gegenwart Belehrung, Trost und Ermuthigung in den alten Geschichten suchen. Zwar ist er nicht der im sechszehnten Jahrhundert hervortretenden Reihe glänzender Genies beyzuzählen, welche, mit einem seltenen Maaße productiver Kraft ausgerüstet, dem Blicke des menschlichen Geistes neue Aussichten in dem Gebiete des Erkennbaren eröffnet, und das, was von ihnen geschaffen war, mit scharfem Sinn und reinem Sicherheitsgefühle ausgebildet haben. Dagegen war in ihm eine Kraft anderer Art, nämlich die zu forschen, zu sammeln, zu ordnen, und mit treuem Fleiße das Ersammelte wieder mitzutheilen; und zeichnete sich diese Kraft durch ungewöhnliche Fülle und Anstrengung aus, so bleibt sie schon als Naturanlage unsrer Beachtung

schen Chronik, — in A. Weyermanns Nachrichten von ulmischen Gelehrten ꝛc. S. 128 — 136. in A. F. Böcks Geschichte der Universität Tübingen ꝛc. S. 93. — und — woraus die genannten alle geschöpft haben, — in D. Viti Mylleri oratio de vita et obitu Mart. Crusii 4. Tüb. 1608.

werth, so wie wir es auch alle anerkennen, daß durch ihre Anwendung sehr große und sehr dankenswerthe Verdienste um die intelectuelle Cultur der Menschheit erworben werden konnten. Auch ist es gut, daß uns, zumal unsrer Jugend, Beyspiele von unermüdbarer Arbeitsamkeit und Emsigkeit vorgehalten werden. Denn es scheint, daß die itzige Generation mehr als jede andere, Ermanterungen dieser Art bedürfte; ohnehin ist es nie räthlich, von ihnen abzulassen, weil nichts großes und treffliches anders geschehen kann, als durch Anstrengung und Ausdauer.

Crusius hatte das Studium der griechischen Sprache zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, und es fand sich unter seinen teutschen Zeitgenossen vielleicht keiner, der sich mit ihm an Kenntniß dieser Sprache, an Herrschaft über ihren Wortreichthum, an Uebung in ihrem Ausdrucke, und an Belesenheit in den griechischen Schriftstellern hätte messen dürfen. Mit rastloser Thätigkeit bemühte er sich durch mündlichen Unterricht diese Kenntniß zu verbreiten, und Liebhaber für sie zu gewinnen. Beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch erklärte er in Tübingen, in täglichen Stunden, griechische Prosaiker und Poeten, und erläuterte in grammatischen Vorle-

sungen den Mechanismus und den Geist der Sprache. Er hat über 20.000 Lectionen verzeichnet, die er, diese Periode hindurch, gehalten. Seinen Enthusiasmus für dieses Studium wußte er auch andern mitzutheilen. Aus allen Gegenden Teutschlands, und auch aus benachbarten Ländern, kamen Jünglinge herbey, um ihn zu hören. Als er die Vorlesungen über den Homer eröffnete, mußte sein Hörsaal vergrössert werden. An drey Tischen speisten seine Schüler in seinem Hause, um auch im gesellschaftlichen Umgange von dem kenntnißreichen Manne zu lernen. Die griechische Literatur ward durch ihn in Tübingen eine Art von Modestudium, das man nicht vernachläßigen durfte, ohne allen Anspruch auf wissenschaftlichen Sinn und Bildung aufzugeben. Mit großem Fleiße studierte er zugleich die neugriechische Sprache, und suchte ihre Kenntniß in seinen Kreisen weiter zu verbreiten.

Dieselbe Thätigkeit, die er im mündlichen Unterricht für diesen Zweig der Literatur bewährte, erwies er auch als Schriftsteller. Seine griechische Grammatik, ein mehr als 1500 Seiten starkes Werk, die um das Jahr 1568. an das Licht kam, wurde öfters wieder aufgelegt, und in vielen Schulen eingeführt. Uiberdieß über-

setzte er Herbrands theologisches Lehrbuch, den lutherischen Katechismus und viele Kirchenlieder ins Griechische, verfaßte ein neu-griechisches Wörterbuch und mehrere griechische Gedichte, und lieferte eine Menge kleiner Abhandlungen über griechische Sprache und Literatur. Uiberdieß hatte der fromme Mann, der ein fleißiger Kirchengänger war, — was nicht alle Universitätslehrer unserer Zeit sind — im Jahre 1563. angefangen, alle von ihm angehörten Predigten lateinisch, seit dem 15. Juny 1564. aber griechisch nachzuschreiben, indem er das Papier auf seinem Kniee auflegte. Er brachte auf solche Art eine Sammlung von 7000 griechischen Predigten zusammen. Im Jahre 1603. gab er eine Auswahl derselben, mit gegenüberstehender lateinischer Uebersetzung, in einem tüchtigen Folianten, unter dem Titel Corona anni heraus. Er hielt dieses Werk, in seinem religiösen Sinne, für die Verdienstlichste unter allen seinen schriftstellerischen Arbeiten, und fand die Erfüllung eines seiner liebsten Wünsche darinn, daß er es, nach vielen überwundenen Schwierigkeiten vor seinem Ende noch gedruckt sehen konnte. Seine meisten griechischen Reden und Gedichte sind, gleichsfalls mit gegenüberstehender lateinischer Version, in seiner Germano — Graecia gesammelt, welche 1585. zu Basel, in Folio, erschien.

Mit diesen Arbeiten verband Crusius einen weitläufigen Briefwechsel, der sich über die meisten Länder von Europa, und selbst bis nach Asien und Afrika erstreckte. Einer besondern Bemerkung ist hierbey sein Verkehr mit vielen gelehrten Griechen, in den dem türkischen Scepter unterworfenen Ländern, diesseits und jenseits des Hellesponts werth. Derselbe wurde i. J. 1573. angeknüpft, als der Kaiser Maximilian II. in der Person des Freyherrn von Ungnad, einen Gesandten an den Sultan Selim II. abschickte. Stephan Gerlach, der nachher unter den Tübingischen Theologen eine ausgezeichnete Stelle einnahm, begleitete die Gesandschaft, als Prediger, und diese Gelegenheit benützte Crusius, um, im Namen der Universität, ein Schreiben an den Patriarchen Jeremias in Konstantinopel gelangen zu lassen, und ihm zugleich eine griechische Uebersetzung der augsburgischen Confession zu übermachen. Die freundliche Gegenäusserung des Patriarchen veranlaßte einen lebhaften Briefwechsel, bey dem die tübinger Theologen den Zweck hatten, den Griechen richtige Begriffe von dem Systeme der Protestanten beyzubringen, und eine Annäherung beyder Kirchen zu veranlassen. Indessen wurde dieser Zweck nicht erreicht. Jeremias fand eine

schreckliche Ketzerey darinn, daß die Tübinger den Aussprüchen der Väter und den Dekreten der Kirchenversammlungen nicht gleiches Ansehen mit der Schrift einräumten; und die Jesuiten, welche diesen Versuch ihrer Gegenparthey, sich zu verstärken, mit Schrecken wahrnahmen, wußten den Kaiser zu bestimmen, daß er seinem Gesandten verbot, diese Sache weiter zu begünstigen. So hörte das Verkehr i. J. 1581. auf. *) Um deßwillen brach aber Crusius die Verbindungen nicht ab, die er bey dieser Gelegenheit angeknüpft hatte; im Gegentheile erweiterte er sie immer mehr, und setzte sie bis an seinen Tod fort. Er erhielt einst auf einmal 54 Briefe von seinen orientalischen Freunden. Einige derselben reisten sogar ihm zu Liebe in den Occident. Ohnehin kam selten ein Grieche nach Teutschland, der ihn nicht besucht, oder Aufträge an ihn gehabt hätte. Auf diese Art erwarb er sich eine Menge unbekannter Notizen von dem Zustande des alten

*) Die sämmtlichen in dieser Angelegenheit verhandelten Aktenstücke enthält die Schrift: wirtembergensium Theologorum et Patriarche Constantinopolitani D. Ieremiae acta et scripta quae utrique ab anno 1575. usque ad annum 1581. inter se miserunt. Graece et Latine. Fol. Witteberg 1584.

und neuen Griechenlandes, und befestigte und erweiterte immer mehr seine Kenntniß des vulgargriechischen, das vor ihm auf teutschem Boden gänzlich fremd gewesen war. Das Wichtigste, was auf diesem Wege zu ihm gelangte, brachte er in eine Sammlung, die er unter dem Titel Turco-Graecia *) herausgab, und die, in Beziehung auf das Neue und Seltene, was in ihr geliefert wird, für die gehaltvollste und verdienstlichste aller seiner Schriften gelten kann. Außer einer Menge an ihn geschriebener griechischer Briefe, voll interessanter Bemerkungen, enthält sie eine Staatsgeschichte von Konstantinopel von 1391. bis 1578., und eine Beschreibung der Einnahme von Konstantinopel und dem damaligen Zustande Griechenlands von Theodos Zygomalus, — die Geschichte der konstantinopolitanischen Patriarchen vom Untergange des orientalischen Kaiserthums an, — und eine Übersetzung der Batrachomiomachie in vulgargriechische Reime, von Demetrius Zenus.

*) Turco-Graeciae Libri VIII. quibus Graecorum status sub imperio Turcico, in politia et ecclesia, oeconomia et scholis, jam inde ab amissa Constantinopoli ad haec usque tempora luculenter describitur. Fol. Basil. 1584.

Indem Crusius auf solche Weise in dem alten und neuen Griechenlande einheimisch wurde, war sein Herz dem Vaterlande nicht entfremdet. Er vereinigte im Gegentheile mit dem besagten philologischen Fleiße, durch sein patriotisch gesinntes Gemüthe getrieben, eine stete Achtsamkeit auf die Alterthümer und Geschichte der ihm zunächst umgebenden schwäbischen Lande, in denen er Heimath, Brod und Ruhm gefunden, und brachte durch die Betrachtung dessen, was in der Vorzeit in diesem Kreise sich begeben, und das Bestehende vorbereitet und gebildet, Abwechslung in seine Studien. Aber auch dieses Fach ward von ihm nicht als einem blossen Dilettanden getrieben, der nur bey dem verharret, was ungesucht sich darbietet, und keinen höhern Zweck erstrebt, als den des Genusses; überall an das Forschen gewöhnt, und auf Gründlichkeit der Erkenntniß ausgehend, wurde auch die vaterländische Geschichte für ihn der Gegenstand tiefer und unermüdeter Untersuchungen. Was die ältern Historiker gesammelt und verzeichnet, wurde von ihm für seinen Behuf angemerkt und ausgezogen, eine Menge handschriftlicher Chroniken und Urkunden in Archiven, Klöstern und bey einzelnen Familien zusammen gesucht, durchgegangen und excerpirt, und was sich sonst im Lande von alten

Denkmalen an Gebäuden, Grabsteinen, Innschriften rc. fand, auf das sorgfältigste erforscht. Um seinen Vorrath von geschichtlichem Stoffe zu vermehren und zu berichtigen, zog er allenthalben Erkundigungen ein, ließ von seinen entfernten Freunden Untersuchungen in ihren Beobachtungskreisen anstellen, und machte selbst viele Reisen, um die Uiberbleibsel aus der Vorzeit an Ort und Stelle zu erkunden. Nach vieljährigen Vorbereitungen dieser Art legte er denn im 62. Jahre seines Alters Hand an, um die gesammelten Materialien zu ordnen, und so kamen seine schwäbischen Annalen *) zu Stande. Das Werk wurde von ihm innerhalb dreyer Jahre vollendet. Er bediente sich — wie er selbst anmerkt, — zur Ausarbeitung desselben nur einer einzigen Feder. Auch hat er das Ganze nicht sitzend, sondern stehend geschrieben.

---

*) Annales Suevici, sive Chronica rerum gestarum antiquissimae et inclytae Suevicae gentis. T. I. II. Fol. Francof. 1595. T. III. cum libro Paralipomenon. 1596. Die von J. Jak. Moser veranstaltete teutsche Uibersetzung erschien zu Frankfurth 1733. in zween starken Folianten.

Ueber wenige Bücher sind indessen so viele böse Gerüchte ergangen, als über dieses. Bald ist sein Plan, bald seine Ausführung, bald sein Innhalt, bald seine Form, bald die Beurtheilungskraft, bald der Geschmack seines Verfassers in Anspruch genommen worden. Unmittelbar nach seiner Erscheinung waren es besonders katholische Schriftsteller, die das Verdammungsurtheil dagegen aussprachen, weil Crusius, voll Eifers für das Interesse und die Grundsätze der protestantischen Kirche, sich, wenn er vom Pabste, vom Mönchthum und von der Reformation sprach, partheyischer erwiesen hatte, als es dem Historiker ziemt; später aber, als das Zeitalter zu reinern und edlern Begriffen von dem Geiste der Historiographie, und zu einer freyern Ansicht der Welt und des Lebens gelangt war, konnte sein Ton und seine Manier ohnehin nicht mehr gefallen. Am härtesten aber hat Sattler über den wackern Annalisten abgesprochen: „er hätte bey seiner griechischen Grammatik bleiben sollen.“ *)

Allerdings scheint es sonderbar, daß ein Mann, der mit seinen Schülern den Thucydi-

*) S. Sattlers historische Beschreibung des Herzogthums Wirtemberg, in der Vorrede.

des so oft durchgegangen, und den griechischen und römischen Historikern so vertraut war, daß er sie zum Theile auswendig wußte, dem überdieß das schöne Muster, das Johann von Sleida aufgestellt, unmittelbar vorleuchtete, sich nicht einer höhern Idee von historischer Anordnung und Kunst bemächtigt hat. Aber der herrschende Geschmack eines Zeitalters ist nothwendiger Weise mächtiger über seine Genossen, als einzelne über denselben sich erhebende Beyspiele; und das Studium der Alten ward von Crusius recht bestimmt nur auf dem grammatischen Standpunkte und zu dem Zwecke der bloßen Sprachkenntniß getrieben, wobey der Geist jener Alten von ihm ganz unbeachtet bleiben konnte, wie es bey vielen sehr gründlichen Philologen, bis tief in unser Zeitalter herein, der Fall war. Freylich fällt auf diese Art, sein Studium zu betreiben, und durch die gedachte Herrschaft des Genius Seculi über seinen Geist der nur zu gegründete Verdacht der Einseitigkeit und Beschränkung auf ihn, der nicht dazu beyträgt, seinen Ruhm zu vermehren. Aber es würde sehr ungerecht seyn, wenn man ihm um dieser Fehler willen die Verdienste absprechen wollte, die neben denselben noch immer erworben werden können.

Mag es dahin gestellt bleiben, ob der Unterschied zwischen dem Geschichtschreiber und dem historischen Sammler in Crusius zu einem recht klaren und lebendigen Bewußtseyn gekommen! So viel ist gewiß, daß seine schwäbischen Annalen kein höheres, als nur das Verdienst des letztern ansprechen, und ausdrücklich darauf angelegt sind, bloß einen reichen Materialienvorrath für die Geschichte zu sammeln, oder ein Magazin zu Stande zu bringen, worinn alles, was von den Alterthümern der schwäbischen Nation zur Kenntniß des Verfassers gekommen, aufgehäuft werden sollte. Dieser Zweck geht aus der ganzen Einrichtung des Werks, und aus der Behandlung seines Innhalts hervor. Die Notizen werden, wie sie sich finden, gewöhnlich mit Beybehaltung der Worte, deren die Quelle sich bedient, verzeichnet. Es wird nicht das Wichtige vom minder Wichtigen, das Allgemeine von dem Besondern unterschieden; alles findet seine Stelle. Selbst das Unbedeutendste wird nicht verschmäht; es kommt Waizen und Unkraut in eine Scheuer. Der Geist, der in den Ereignissen lebt, und das innere Getriebe der handelnden Menschen wird nicht berücksichtigt; es erscheint alles nur in seiner äußern Gestalt. Der Zusammenhang der

Thatsachen, so wie ihr Wirken auf das Hervorbringen letzter Resultate, überhaupt der Pragmatismus in der Geschichte, sind einer solchen Compilation fremde. Es ist bloß die Chronologie, die, als der durch das Ganze sich hindurch ziehende Faden eine Art von Einheit in dem Mannigfaltigen hervor bringt. Aber diese Einheit ist nur scheinbar; denn der Charakter der Ereignisse liegt in ihnen selbst, nicht aber in der Zeit, in der sie sich begeben.

Solche Vorarbeiten und Zurüstungen müssen immer voraus gehen, wenn das Kunstwerk entstehen soll, dessen Hervorbringung die Aufgabe des Historikers ist; und man sieht, daß die Arbeit derer, die sich damit befassen, nichts weniger als umsonst sey, und daß ihr so gut Dank und Lohn gebühre, als dem Fleiße der wackern Leute, die dem kunstreichen Baumeister seine Materialien zu Tage fördern, oder im Groben bearbeiten. Deßhalb soll auch dem emsigen und redlichen Crusius sein Dank nicht entzogen werden, ihm, der im Geringen treu war, während er das Größere zu leisten entweder nicht Lust hatte, oder nicht vermochte. Es mag der Unverstand seine Schlichtheit, seine rohe Manier, sein Isoliren der Thatsachen, sein gänzliches Verzichten

auf alle pragmatische Anordnung, sein oft sklavisches Verharren bey dem Buchstaben der Urkunde — verachten. Er wird immerhin gerechtfertiget durch seinen Zweck, und ein großer Geschichtschreiber unsrer Zeit *) hat ihm das Zeugniß gegeben: „gerade das, daß er ein bloßer Chronikant und „Compilator gewesen, gebe seinem Werke eine „recht glückliche Brauchbarkeit.“

Es ist auch nicht zu läugnen, daß die Erndte, welche Crusius auf diesem Felde gesammelt hat, recht ergiebig ausgefallen sey. Wir haben gehört, mit welcher Liebe und mit welchem Fleiße er alles zusammen zu bringen suchte, was irgend dazu dienen konnte, die alte Geschichte der schwäbischen Lande aufzuklären, und aus wie vielen Quellen er geschöpft, die keinem seiner Vorgänger geflossen. Auch schien er für Forschungen dieser Art ein besonders scharfes Auge zu haben, das viele Spuren des Alterthums fixirte, die von andern kaum bemerkt worden wären; wie ihm denn selbst die gemahlten Glasscheiben in den Kirchen, mit den darauf befindlichen Namen, Wappen, Innschriften und Darstellungen nicht entgiengen. Dadurch geschah es, daß er eine un-

*) Spittler in seiner neuen Ausgabe von J. J. Mosers wirtembergischer Bibliothek 2c. S. 22.

glaubliche Menge von Urkunden, Notizen, und Thatsachen verzeichnete, die vor ihm unbekannt gewesen waren, und die ohne ihn wohl großen Theils für die Nachwelt verlohren gegangen seyn würden. Was kurz vor ihm, oder zu gleicher Zeit Johann von Trittenheim, Johann Naucler, Johann Aventin, Caspar Brusch, Sebastian Münster u. a. mit gleichem Fleiße für die vaterländische Geschichte gesammelt haben, ist ja wohl des Danks der Nachwelt werth; aber es wäre sehr undankbar, wenn man den reichen Zuwachs vergessen wollte, den der von diesen Männern gelieferte historische Vorrath durch die Bemühungen unsres Annalisten erhalten hat.

Es würde umsonst seyn, wenn wir es uns verbergen wollten, daß jener Zuwachs nicht immer mit der erforderlichen Vorsicht und Achtsamkeit gesammelt worden, und daß sich deßwegen in ihm viel unnützes Material, viel Schutt und viel Tand befinde. Des kritischen Geistes, der dem klassischen Vorarbeiter des Historikers eigen ist, war Crusius gänzlich entblößt. Er nahm alles, wie es kam, ohne genaue Prüfung der Aechtheit der Thatsachen, und ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit seinem Zwecke. Daher

stößt uns so viel Fremdes in seinem Buche auf, das mit den Geschichten der schwäbischen Nation auch nicht in der entferntesten Verbindung steht, welchem Fremden noch eine Menge ganz unbedeutender Notizen beygemischt sind, von denen sich nicht absehen läßt, wozu sie dem Leser frommen sollen. Dieser Geist des Umherschweifens und der Mikrologie bemächtigt sich des Annalisten am meisten, wenn er auf die von ihm selbst erlebte Geschichte seines Volkes kommt, also gerade da, wo er am fruchtbarsten seyn sollte. Da bemerkte er jede Kunde, die auch aus den fernsten Landen, während seiner Arbeit in Tübingen, ankam, und vergißt auch nicht, fleißig anzumerken, was ihm zur nämlichen Zeit selbst begegnete, welche Briefe er erhalten, und durch welche Besuche er erfreut worden, so daß es oft das Ansehen gewinnt, man lese nicht eine Chronik, sondern das Tagebuch ihres Verfassers. Ueberdieß beweist es besonders, mit welchem gänzlichen Mangel alles philosophischen Geistes der gute Annaliste zu Werke gegangen, indem er seinen Gewährsmännern alles Fabelhafte, was sich in ihnen findet, namentlich teuflische Erscheinungen, Gespenstermährchen, Hexereyen, Wunder in der Natur, Himmelszeichen und Legendenkram getreulich nacherzählt, und dabey eine eben so ernste oder gar fromme Miene

macht, als sie selbst. Diese Schattenseiten eines sonst unbilliger Weise verachteten Werks, haben schon ältere Kritiker, jedoch meistens unter Anerkenntniß seines sonstigen Werths, bemerkt, und nach Verdienst verurtheilt. Keckermann nennt es eine praepostera historia, multis miris digressionibus deformata, und Böckler versichert: multae ibi nugae, et judicio pleraque parum accurato scripta sunt, Diese nugae entgiengen auch der Beobachtung des gelehrten Struve nicht, der aber dabey das Zeugniß ablegt: maximum in suevica historia monumentum praebere Crusii Annales. *)

Unterdessen hatte Crusius zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß von dem Besagten dieses und jenes manchen Lesern mißfallen müßte, und er fand es deßhalb gerathen, seinen Annalen eine Apologie voranzuschicken, und darinn zu versuchen, ob seine Blößen nicht bedeckt werden könnten. Einige seiner Vertheidigungsgründe sind in der That nicht hinwegzuwerfen; manches hätte sogar noch triftiger gerechtfertigt

*) Diese und mehrere Urtheile findet man beysammen in Mosers Leben des Crusius, das vor dem 1sten Band der teutschen Uebersetzung der Annalen steht.

werden können. So ist z. B. dem historischen Compilator nicht zuzumuthen, nur genau berichtigte und streng erwiesene Thatsachen in seine Hefte einzutragen; er mag auch das Zweifelhafte, oder nicht hinreichend bescheinigte aufnehmen, weil ja mit seiner Arbeit die kritische Behandlung nicht für immer geschlossen ist. Auch begründet die Verzeichnung des Unwichtigen eben keinen so gar großen Vorwurf. Man kann in der Geschichte nicht sagen, wo das Wichtige anfängt und aufhört. Es ist möglich, daß ein Factum auf dem einen Standpunkte ganz unbedeutend erscheint, während es auf dem andern dazu dient, die interessantesten Aufklärungen zu geben, und sehr erhebliche Bedürfnisse zu befriedigen. Und was die Wundergeschichten anbelangt, dergleichen man auch in den trefflichsten Historikern der alten Welt findet, so sind sie der Chronik nicht fremde, weil sie dazu dienen, die Begriffe und den Charakter der Zeiten darzustellen, und weil sie dem, der die Geschichte im höhern Style bearbeitet, zu mancher interessanten Ansicht oder Betrachtung Veranlassung geben können. Unterdessen reichen diese Bemerkungen nicht zu, den guten Crusius vollkommen zu rechtfertigen, weil er von den Licenzen, die in ihnen dem historischen Compilator vindicirt werden, offenbar alle Gränzen überschrit-

ten hat. Er scheint dieß selbst gefühlt zu haben, indem er auch noch dazu zu seiner Entschuldigung anführt, daß es unmöglich sey, bey der Bearbeitung eines so weitläufigen Werks, immer dieselbe Munterkeit und Spannung des Gemüths zu behaupten. Ueberdieß meynt er, bilde sich das billige Urtheil durch den Anblick des Ganzen, nicht aber durch ängstliche Beachtung des Details. „Betrachtet, sagt er, die Königinn Esther „in ihrer ganzen Person, und ihre Schönheit „wird euch entzücken; aber sobald ihr eines ih„rer Glieder nach dem andern untersucht, so „werden ihre Reize größtentheils verschwinden.“

Man wird aber geneigt, diese Blößen zu übersehen, bey der Bemerkung so manches schönen moralischen Zugs, den der Verfasser mit der äußersten Unbefangenheit aus diesem seinem Werke hervorblicken läßt. Altteutsche Redlichkeit und schwäbische Treuherzigkeit, ein alle Menschen in Liebe umfassender Sinn, ein kindliches Gemüthe, eine lebendige, bey der leisesten Erregung warm und herzlich sich äußernde Religiosität, vaterländischer Geist und Muth, und eine heitere jovialische Laune sprechen uns auf allen Blättern an, und gewinnen dem freundlichen, frommen, muntern, geschwätzigen Alten das Herz des

Lesers. Zugleich sieht man aber auch, wie eben diese Züge seines Charakters in ihrer natürlichen Kraft und Unbefangenheit in ihm lebend, dazu beytragen konnten, diejenigen Eigenschaften, die wir von dem genauen historischen Forscher fordern, in ihm zu unterdrücken, oder ihm wenigstens dem Erwerb derselben zu erschweren.

Aber es ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß sein Benehmen gegen den unglücklichen Nikodemus Frischlin, einen seinem Ruhme nicht günstigen Schatten auf seinen Charakter werfe. Mochte Crusius demselben an eigentlicher Gelehrsamkeit überlegen seyn; Frischlin glänzte dagegen durch Genie, Witz, Darstellungsgabe und Gewandtheit des Geistes. Sein Beyfall erregte die Eifersucht des alten Collegen, man kränkte und neckte sich gegenseitig; man begann eine literarische Fehde, in der es jeder Theil darauf angelegt zu haben schien, den andern an Heftigkeit und Bitterkeit zu übertreffen; Frischlin war endlich genöthigt, Tübingen zu verlassen. Seine Unbesonnenheit und die Blösen, die er in seinem Wandel gab, verschaften seinen Feinden den Sieg. Seit seiner Entfernung von der Universität fand er keine bleibende Stätte mehr. Der „grammatische Krieg“

entbrannte nun noch heftiger. Crusius' lästerte und schimpfte; Frischlin rächte sich durch Sarcasmen, Epigramme und Dialogen. Der Streit gewährte den Zuschauern eine lustige Unterhaltung; aber er erwarb den Kämpfern die Achtung derselben nicht. Frischlin endete das Schauspiel durch seinen traurigen Tod. Bisher hatte die Mehrheit seine Parthie genommen, weil sie auf seiner Seite das Uebergewicht an Geist bemerkte; nun that das Mitleiden zu der Zahl seiner Freunde viele neue hinzu, Crusius aber verlohr in der öffentlichen Meynung unaussprechlich viel, weil man ihn als denjenigen betrachtete, der wenigstens mittelbar dazu beygetragen, daß ein so talentreicher Mann so einem grausamen Schicksal unterlag. Schwerlich löschte er auch diesen Eindruck durch den Zug seiner natürlichen Gutmüthigkeit aus, der in seiner Nachricht *) von Frischlins jämmerlichem Sturze über die Felsen von Hohen-Urach hervortritt. „Wollte Gott, sagte er; ich hätte ihn mit ausgestreckten Armen auffangen können." **)

*) Annal. Suev. III. 12. 37.

**) Doch schien auch Frischlins Tod nicht allen Groll in dem alten gereizten Grammatiker ausgelöscht zu haben. Der seel. Professor Seybold in Tübingen war im Besitze eines solchen Exemplars von

Als nun Crusius alt und lebenssatt war, versammelte er den akademischen Senat um sich, gab demselben einen fröhlichen Abschiedsschmaus, und schenkte ihm, um sein Andenken auch bey seinen Nachfolgern im Lehramte zu erhalten, einen goldenen Becher. Bald darauf stieg der 81jährige Greis zu seinen Vätern hinab. Durch seinen treuen Fleiß im Unterrichte der Jugend, durch seinen Eifer in Förderung des Studiums der griechischen Sprache, und durch die Emsig-

Crusii poemat. graec. 4. Basil. 1566., worinn der Verfasser zu S. 97. folgende Randglosse eigenhändig geschrieben hatte: „Frischlinus in me Crusium diris scriptis maledicus et mendax, Adulter fuit, perjurus, calumniator, in quos vis, in civitates et principes. Captus tandem a principe nostro in arce Hohenauracensi servabatur. Inde lodicibus conscissis effugere nisus, his mox fractis — interiit, enuribus; costis, brochio dextro, illo scriptivo, fractis. Ita cum sua superbia et ingratitudo perdidit. Horribile exemplum! Gott hats than! Der erbarm sich seiner!“ S. Seybolds vaterländisches Historienbüchlein (8. Tübingen 801.) S. 1‍55.

keit, womit er die Geschichten seines Volkes erforschte, hat er sich die dankenswerthesten Verdienste erworben; so wie sein Bild für alle diejenigen ermunternd ist, welche den Werth uneigennütziger und rastloser Arbeitsamkeit, warmer Vaterlandsliebe und kindlicher Religiosität erkennen. Steht dabey seine intellectuelle Bildung unter unserm Ideal, und sehen wir ihn im Handeln von mancher Menschlichkeit beschlichen, so mag uns das um so weniger irren, weil die Nachwelt einst auch an uns manches tadeln dürfte, was uns unser Zeitalter angebildet hat, und weil die Redlichen uns oft am lehrreichsten werden durch ihre Fehler.

Wie die Stadt Constanz ihre Reichsfreyheit verlohren hat. *)

Es gehörte in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zum herrschenden Tone unter den teutschen Schriftstellern, mit Verachtung und Spott von den Reichsstädten, von dem Geiste ihrer Verfassungen und von dem Charakter ihrer Bewohner zu sprechen, dagegen aber die fürstlichen Gebiete als die Wohnstätte aller Bildung und alles Wohlstandes zu preisen. Es ist nicht zu läugnen, daß von den besagten Republiken manche, durch die in ihnen realisirte Uiberlegenheit der Beschränkung über das Verdienst, hinter ihrem Zeitalter, in Hinsicht auf Sitte und öffentliche Einrichtungen, zurücke geblieben, so wie daß

*) Hiezu das Titelkupfer.

andere, durch den in ihnen gelungenen Sieg des Aristokratismus in tiefen moralischen und politischen Verfall versunken sind. Aber es war gewiß sehr ungerecht, um einiger ausgearteten Schwestern willen, ein ganzes Geschlecht zu verdammen, zumal doch unwidersprechlich in demselben eine so große Fülle von edler Anlage, Kraft und Bildsamkeit vorhanden war, und die Geschichte von diesem Geschlechte so viel Löbliches und Ausgezeichnetes bezeugte.

Es scheint, daß wir in unserm Urtheile über die Reichsstädte gerechter geworden sind, seitdem die Stürme unsrer Zeit auch ihre politische Vernichtung bewirkt haben; wie denn oft das anspruchlose Verdienst nicht erkannt wird, als bis man es vermißt. Es ist nicht nur die Stimme der Verachtung und der Satyre, die sich so oft gegen den teutschen Reichsstädter, und gegen das System erhub, dem er angehörte, verstummt, sondern es sind entgegengesetzte Aeusserungen, unter beynahe allgemeiner Zustimmung, laut geworden, mit schmerzhafter Sehnsucht haben die Bürger, welche wohl eher an ihren Consuln und Senatoren unaussprechlich viel auszusetzen und zu tadeln hatten, die alten geliebten Verfassungen zurück gefordert, und viele Parentatoren haben

am Grabe dieser kleinen und großen Republiken das Zeugniß abgelegt, daß mit ihnen die letzten Trümmer teutscher Freyheit, teutscher Treue und teutschen Muthes verscharrt worden seyen. Ein solch' einstimmiges Lob, nach gänzlich vollendetem Lebenslaufe, wo Liebe und Haß durch kein Interesse mehr erregt werden, läßt kaum einen Zweifel mehr über, daß der Gepriesene es verdiene; so wie dagegen der Tadel, der über den Lebenden ausgesprochen wird, immer noch die Untersuchung zuläßt, ob nicht der beschränkte, befangene Blick, oder der beleidigte Eigennutz das Urtheil des Richters bestimmen.

Gleichheit der Rechte vor dem Gesetze, Unabhängigkeit von der Willkühr des Einzelnen, Mitwirkung des Bürgers bey Bestimmung der Ordnungen und der Abgaben, milde Regierungs- und Policey-Verwaltung, und Unterordnung des Magistrats und der Bürgerschaft unter denselben Richter. — das waren die wesentlichen und gemeinsamen Züge der Reichsstädtischen Verfassungen, woraus sich dann in einer natürlichen Folge ergab, daß der Reichstädtische Bürger auf seinen politischen Charakter, vermöge dessen er niemanden als Unterthan angehörte, stolz war, daß er, der Väter Sitte getreu, von der Fremde kein

Gesetz annahm, daß er das Alte sorgsam bewahrte, und mißtrauisch das Neue ablehnte, und daß bey ihm in Handel und Wandel, mehr als bey seinem durch Knechtschaft und Hofton entarteten Nachbarn, altteutsche Offenheit, Redlichkeit und Kraft hervortrat, so wie, daß er im Genusse seiner Freyheit und seines Wohlstandes sich glücklicher und würdiger fühlte, als die Landsaßen um ihn her es waren. Der Sinn und das Gemüth, sogar die Sprache und das Costüme der Väter erhielt sich am längsten unter diesen wackern Spießbürgern, und selbst in der traurigen Zeit, in der die Teutschheit überall unterging und zertreten ward, lebte sie unter ihnen fort. Sie waren beynahe noch die einzigen, die ein Gefühl hatten für die Gesammtheit des Vaterlands, für seine Verfassung, für seinen Ruhm und für seinen Kaiser. Handel und Gewerbe wurden nirgends so thätig betrieben, als von ihnen; und so wenig kleine Republiken für Wissenschaft und Kunst zu thun vermögen, so erstanden doch in ihnen die gründlichsten Gelehrten und die genievollsten Künstler. Sie waren die Asyle verfolgter Wahrheitszeugen, und die Beutel ihrer Bürger oft die Zuflucht verarmter Fürstenländer. Und fand man in ihnen nichts von dem Prunke, dem Luxus und dem täuschen-

den Schimmer, den die neuere Welt als Bedingungen des Lebensgenusses erdacht hat, so ward auch das reine Auge nicht geärgert durch den Anblick von militärischer Sclaverey, von herabwürdigenden Frohndienste, und von schmählicher Zwingherrschaft. Wir läugnen damit nicht, daß durch das Licht, das über ihm strahlte, sich mehr und minder starke Schattenstriche zogen; aber wir meynen, daß nur diejenigen, denen in menschlichen Dingen das Vollkommenere gelungen ist, berechtigt seyen, das minder Vollkommene zu verdammen. *)

*) Möge es dem Verfasser erlaubt seyn, hier zu wiederholen, was er schon vor dreyzehn Jahren über diese Thema gesagt hat, als man eben damit beschäftigt war, die Reichsstädte als Entschädigungen für die jenseits des Rheins verlohrnen Länder unter die Erbfürsten zu vertheilen: „Wir sahen in unsern Tagen so manche ehemals reiche und geachtete teutsche Republik durch aristokratische Tyranney, Nepotismus, schlechte Finanzverwaltung, thörichtes Sträuben gegen den Geist der Zeit, innere Zwiste und äußere Bedrückungen in den jämmerlichsten Zustand von Bedrückung, Noth und Armuth herab sinken. Wir sahen das einst so prächtige Nürnberg, wie es in der Verzweiflung die Bürde seiner Unabhängigkeit ablegte, und bange und zagend unter die Fittichen des preussischen Adlers kroch; — Augspurg, wie

Eine im rein historischen Geiste gedachte und ausgeführte Geschichte der Reichsstädte müßte ein

es, ein Schatten, gegen die Zeiten der Fugger und der Welser, durch die feindlichen Uiberschwemmungen erschöpft, den letzten Heller darreicht, und trostlos um Hülfe umher blickt; — Ulm, wie ihr, im Besitze eines Fürstenthums, schwer bedrückt von der Last ihrer Schulden, und im Kampfe mit sich selbst, vor dem Schicksale ihrer grauen Schwester an der Pegnitz graut; — Regenspurg, wie sie, um den Söhneschilling für den siegenden Feind auszumitteln, die Nothpfenninge ihrer Bürger fordert, und die Hand an die Heiligthümer der Kirche legt; — Eßlingen, wie ihre Bürger den Magistrat durch Schmähschriften verfolgen, und Schutz an den Stufen des Thrones suchen, den einst die derbe Kraft ihrer Väter wankend gemacht, — und noch so manche andere, die mit schnellem Schritte ihrem gänzlichen Verfalle entgegen eilt. Aber liegen denn die Ursachen dieses Verfalls in der reichsstädtischen Constitution? — Gewiß nicht. Zwar ist die aristokratische Verfassung, die in einigen von diesen kleinen Republiken gesetzmäßig, in andern aber nur abusiv besteht, ein Schnitzer gegen die ersten Elemente der gesunden Staatsphilosophie; denn so bald eine Zahl von Familien die Regierung erblich besitzt, so werden die Bürger Unterthanen, die Staatsämter Pfründen, und die öffentlichen Einnahmen Privatgefälle. Aber man weiß, daß nicht alle Reichsstädte Aristokratinen sind, und daß sich sogar auch die

zur Vermehrung des teutschen Nationalruhms sehr schätzbares Werk seyn, und es müßten in

---

letztern ehemals im blühendsten Zustande befanden. Es kann also nicht ihre Verfassung seyn, die ihren Verfall herbey führte. Ihre Verbindung mit dem teutschen Reiche, ihre unverhältnißmäßigen drückenden Beyträge zu den allgemeinen Lasten desselben; das Wachsthum der immer feindselig gegen sie agirenden fürstlichen Macht, die vielen Reichskriege der letzten Jahrhunderte, und vor allen der französische Revolutionskrieg, dieß sind die Pfeile, die ihnen so tiefe, unheilbare Wunden eindrückten; und sie müßten sich an denselben zu tode bluten, wenn sie ihre Constitutionen auch aus dem Himmel erhalten hätten. Im Gegentheile sind diese Städte noch immer die Erstgebohrnen der teutschen Freyheit Mögen ihre Verfassungen hier und da ausgeartet, mögen ihre Administrationen, unter den Händen schlechter Menschen, schlecht geworden seyn! Man findet in ihnen doch seltner die gesetzlose Willkühr, die ohne Urtheil und Recht verdammt, — das absolute Machtwort, das ohne Rücksicht auf gegenseitige Pflicht ausgesprochen und geltend gemacht wird, — und die feige, weibische, wetterwendische Sitte, die sich so fest auf das Beyspiel der Höfe stützt. Jede Rathswahl ist eine feyerliche Verkündigung des bürgerlichen Vertrags, und niemand kann dem Bürger sagen: „du bist mein!“ Die Gebräuche der Väter rein bewahren, alte Derbheit und Kraft fest erhalten, mit freyem Muthe urtheilen, wahres Interesse an den öf-

ihr Züge von patriotischem Sinn, von edler Aufopferung, von Tapferkeit und Ausdauer hervortreten, wie wir sie nur in den Annalen der griechischen Freystaaten und der italienischen Republiken des Mittelalters wieder finden. Indessen scheint es, daß wir auf eine solche Geschichte, nach dem uns vorschwebenden Ideale, verzichten müssen. Denn gerade in dem Heldenzeitalter der teutschen Städte, da ihre Bürger die kühnsten innern und äußern Kämpfe erstanden, und die höchste Stufe von Macht, Reichthum und Ansehen erstiegen hatten, fließen die historischen Quellen am dürftigsten, Theils weil viele alte Denkmale verlohren gegangen sind, Theils weil das Meiste Große und Herrliche, was sich begeben, aufzuzeichnen versäumt worden ist. Doch bliebe

---

fentlichen Angelegenheiten nehmen, den Stolz der Unabhängigkeit fühlen, und eifersüchtig über seinen Rechten wachen, — das sind lauter Züge, die der Reichsstädter im Durchschnitte noch überall behauptet. Darum läutert seine Verfassungen, wo sie fehlerhaft sind, mit dem Feuer des Zeitgeistes, aber zerstöhrt sie nicht, ehrt die Gerechtigkeit, auch wenn sie keine Macht hat. Hütet euch, diejenigen anzutasten, die wenigstens, wenn es der Werth gilt, die Erhaltung eben so wohl verdienen, als ihr selbst." National-Chronik der Teutschen rc. 1801. S. 33. ff.

für einen teutschen Sismondi noch immer eine treffliche Erndte übrig, die ihm die Krone eines edeln Verdienstes, seinen Lesern aber einen über die Maßen stärkenden und erhebenden geistigen Genuß gewähren müßte.

Der Charakter der reichsstädtischen Bürger ist besonders in den Streitigkeiten und Fehden offenbar geworden, welche sie mit den Fürsten geführt haben; denn es bestand zwischen den einen und den andern, die ganze Zeit ihrer Coexistenz hindurch, eine unversöhnliche Eifersucht und Entzweyung, dergestalt, daß in den Jahrhunderten, wo in Teutschland die Gesetze noch erlaubten, daß man zur Entscheidung rechtlicher Fragen das Schwerdt zur Hülfe nahm, viel Blut von beyden Theilen in ihren Kämpfen vergossen worden ist. In dem Laufe des Mittelalters waren die Städte durch ihren Gemeingeist, ihren Reichthum und ihre Bündnisse meistens die überlegene Parthey; aber der Vortheil neigte sich auf die Seite der Fürsten, als seit dem Anbruche der neuern Zeit, Handel und Gewerbe sich auch in ihre Gebiete verbreiteten, die veränderte Militärverfassung die Kraft des Nährstandes zähmte und tödtete, und die Einführung des Erstgeburtsrecht die Macht der fürstlichen Häuser verstärkte. Seit

dieser Zeit war der Gang in dem Leben der Städte retrograd. Ihre Tendenz durfte nicht mehr auf Verstärkung und Vergrößerung gehen; sie hatten mit ihrer Erhaltung zu thun. Da kam ihnen der Landfriede und die Reichsjustitz zu statten; ihr rechtlicher Bestand sicherte sie gegen die Begehrlichkeit ihrer Feinde. Doch geschah es, daß, durch kluge Benützung der Umstände und durch Trotz, einige dieser alten Republiken von den Fürsten unterjocht wurden. Unter denen, welche diesem Schicksale erlegen sind, ist besonders Constanz denkwürdig geworden.

Diese Stadt gehört durch ihre schöne Lage an den freundlichen und segensvollen Ufern des Bodensees, und durch die Erinnerungen an so manchen schönen Zug aus dem hohen Alterthum, die ihr Anblick erweckt, unter die interessantern Städte von Ober-Teutschland. Sie war einst eine Gränzfeste der Römer gegen die unaufhörlich für ihre Freyheit kämpfenden allemannischen Horden. In ihr steht einer der ältesten unter den teutschen Bischofssitzen. Ihre Domkirche ist ein ehrwürdiges Denkmal der Baukunst aus dem eilften Jahrhundert. Im mittlern Zeitalter glich sie an Reichthum, Gewerbsamkeit, Gemeingeist und weisen Ordnungen ihren blühend-

sten Schwestern. Oft versammelten die teutschen Könige in ihren Mauern die Stände des Reichs um sich. Eine große Kirchenversammlung machte ihren Namen in den Annalen des Christenthums, und die Scheiterhaufen der böhmischen Reformatoren in den Annalen der geistlichen Tyranney unvergeßlich. In ihrer Erde liegt der Leichnam eines verdienstvollen Beförderers der wissenschaftlichen Cultur in Teutschland Immanuel Chrysoloras begraben. Und dann stellt die Geschichte ihrer Verfassung eines der empörendsten Beyspiele von gewaltsamer Unterdrückung reichsständischer Unabhängigkeit dar, die durch das Reichsoberhaupt selbst ausgeführt wurde.

Das goldne Zeitalter dieser Stadt ist aber längst vorüber. Sie zählt in 800 Häusern nicht mehr als 4000 Einwohner, während ihre Bevölkerung im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auf 20,000 Seelen stieg. Mitten in der reichsten und fruchtbarsten Gegend, an einem großen, mit einem schiffbaren Strome in Verbindung stehenden See, und von einer Schwaben und Helvetien verbindenden Hauptstraße durchschnitten, ist die Stadt eine der ödesten in Teutschland, ihre Gebäude sind menschenleer, und ihre Plätze mit Gras bewachsen. Die von dem Kai-

ser Joseph angelegte Genfercolonie ausgenommen, die indeß bey weitem nicht leistete, was man sich von ihr versprach, war in neuern Zeiten Kunstfleiß und Handel von keiner Bedeutung, und tiefe Armuth drückte einen großen Theil der Bewohner. Man hat diesen Verfall der Stadt der Kirchenversammlung zur Last gelegt; *) aber er ist erklärbar, ohne daß man nöthig hätte, eine Begebenheit zu Hülfe zu nehmen, die im Gegentheile durch die Menge von Fremdlingen, welche sie in Constanz zusammen zog, den Wohlstand ihrer Bewohner befördern mußte. Man weiß, daß die Blüthezeit aller südteutschen Städte in das fünfzehnte Jahrhundert fällt, und man kennt die Ursacheu, die von dort an zusammen wirkten, um ihren Verfall zu beschleunigen. Diese Ursachen stellten in Constanz ihre Resultate um so schneller und vollkommener dar, da die Stadt im Laufe des folgenden Jahrhunderts den Verlust ihrer Reichsfreyheit erlitt, wodurch viele Bürger veranlaßt wurden, den Wanderstab zu ergreifen, während in den Zurückgebliebenen der Geist des Emporstrebens und der Thätigkeit erlosch, dessen Element die Freyheit ist. In diesem Elemente lebten die benachbarten Schweizer; um so

*) S. C. Meiners Briefe über die Schweiz. 7. Bd. S. 26. ff.

leichter war es ihnen, die Goldströme, die sonst in Constanz zusammenflossen, in ihre Städte abzuleiten.

Als Luther, im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, die Macht des Pabstes zu erschüttern begann, und seinem Zeitalter die Wiederherstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinigkeit verhieß, fand seine Lehre besonders in den Reichsstädten Beyfall, weil hier der Sinn des Volkes auf die Befreyung von jeder Art von Knechtschaft gerichtet war. So kamen auch die Prediger des Evangeliums frühe schon nach Constanz, und mit Aufmerksamkeit und Beyfall ward vernommen, was sie verkündigten. Umsonst wehrten sich einige Geistliche ihres Rechts und ihrer Lehre, und umsonst setzte der Bischof den Neuerern seine Gewalt und sein Ansehen entgegen. Die Parthie der letztern wurde bald die überlegene bey der Bürgerschaft und die herrschende im Magistrate. Am thätigsten wirkte für die Sache des Evangeliums Ambrosius Blaurer, der, in Constanz gebohren, die Mönchskutte in dem wirtembergischen Kloster Alpirspach getragen hatte; aber von dem Geiste der Reformation ergriffen, in seine Vaterstadt zurückkehrte, und daselbst mit der Macht, welche

große Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Talente gewähren, seine Mitbürger unterrichtete und ermahnte. Immer mehr vergrößerte sich die neu gebildete Gemeinde; man traf bereits einige Veränderungen in der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes; und nachdem im Anfange des Jahrs 1528 mehrere schweizerische und oberteutsche Städte, auf dem Tage zu Bern, die Hauptgrundsätze des evangelischen Lehrbegriffs anerkannt hatten, glaubten die Constanzer, daß es nun Zeit zu entscheidenden Schritten sey; sie schafften die Messe und die Bilder ab, sagten sich förmlich von der römischen Kirche los, und zwangen diejenigen, welche nicht in diese Reformen einstimmten, ihre Stadt zu verlassen.

Auf dem großen Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530., auf welchem die protestantischen Stände dem Kaiser und Reiche die von Melanchton gefertigte Darstellung ihrer christlichen Ueberzeugungen vorlegten, erschienen auch in der Person des Konrad Zwick, des Peter Labhard und des Stadtschreibers Joachim Mahler Abgeordnete von Burgermeister und Rath der Stadt Constanz. Aber bey der Hinneigung, die Blaurer immer zur zwinglischen Abendmalstheorie erwiesen hatte, konnten diese Bevoll-

mächtigte nicht zur Unterschrift der sächsischen Bekenntnißformel vermocht werden, mit deren Inhalt sie übrigens, den besagten streitigen Punkt ausgenommen, vollkommen einverstanden waren. Dagegen schlossen sie sich, im Einverständnisse mit Memmingen und Lindau, an die Stadt Straßburg an, welche von ihrem Theologen Martin Bucerus eine besondere Confession hatte verfassen lassen, worinn zwar der wahrhafte Genuß des Leibs und Bluts Christi im Abendmahle behauptet wurde, ohne jedoch Luthers harte Lehre von einer physischen Gegenwart auch bey den Unwürdigen ausdrücklich zu wiederholen. Diese Bekenntnißschrift wurde im Namen der vier Städte, die sie unterzeichnet hatten, von Kaspar Hedio dem Kaiser übergeben, ohne daß ihnen gestattet worden wäre, sie öffentlich vorzulesen. Dagegen fertigten die katholischen Theologen Faber und Eck eine Widerlegung derselben, welche am 17. Oktober den Abgeordneten vorgelesen, und ihnen zugleich auf kaiserlichen Befehl erklärt wurde, daß die Städte, da sie von dem Abendmahl einen verdammlichen Irrthum hegen, die Bilder aus den Kirchen gestürmt, die Messen abgeschaft, die Klöster zerstöhrt, Secten in ihren Schutz genommen, und den gebührenden Gehorsam verweigert haben, un-

gesäumt wieder zur alten Religion zurückkehren sollen. Umsonst erbaten sich die Gesandten eine Abschrift der Widerlegung, um sie ihren Magistraten mitzutheilen, und das Nöthige darauf erwiedern zu können. Es erfolgte im Gegentheile der bekannte augsburgische Reichsabschied, vermöge dessen den Protestanten eine peremtorische Frist zur Wiederkehr zu der katholischen Kirche anberaumt, die Zwinglischen Darstellungen der Religionslehren streng verboten, und dem Fiscale des Kammergerichts aufgetragen wurde, wegen der eingezogenen Klöster die Spolienklage anhängig zu machen.

Dieser Beschluß bewies den protestantischen Ständen, wie nothwendig es für sie sey, sich treu und fest unter einander zu verbinden, wenn sie anders das Kleinod der Gewissensfreyheit gegen die Macht des Kaisers und ihrer übrigen Widersacher behaupten wollten. Sie hielten zu diesem Ende (22. December 1530. und 29. Februar 1531.) Zusammenkünfte zu Schmalkalden, und kamen mit einander überein: „daß, „wenn jemand von ihnen um des göttlichen „Worts, der evangelischen Lehre und des Glau„bens oder auch sonst um Sachen willen, die „daher folgen, befehdet, vergewaltigt und über-

„zogen würde, die andern sich seiner annehmen,
„und wie es am füglichsten und fruchtbarlich-
„sten geschehen könne, retten und helfen sollen,
„als ob es ihre eigene Sache und sie selbst wären
„angegriffen worden. Kein Theil sollte sich ohne
„die andern in Handlung oder Vergleich einlas-
„sen, diese Vereinigung aber weder dem Kaiser,
„noch einem Stande des Reichs, noch sonst
„jemanden zuwider, sondern einig und allein zu
„Erhaltung christlicher Wahrheit und Friedens
„und Entschüttung unbilliger Gewalt, in Gegen-
„wehr und Rettungsweise vorgenommen und ge-
„meint seyn." Der Tag zu Schmalkalden war auch von den vier Städten beschickt worden. Ihre Aufnahme in den Bund fand aber einige Schwierigkeiten, weil sie die augsburgische Bekenntnißformel nicht als die ihrige anerkannten, und die Bundesglieder darauf bestanden, daß mit den Anhängern der zwinglischen Lehre keine Gemeinschaft zu haben sey. Jene Schwierigkeiten wurden aber durch die Erklärung der Gesandten beygelegt, daß sie in der Lehre von dem Abendmahle mit den sächsischen Theologen vollkommen übereinstimmen, worauf denn auch die Aufnahme in den Bund erfolgte. Die Städte bekräftigten die von ihren Bevollmächtigten gegebenen Erklärungen, indem sie die augsburgische

Confession unterschrieben, und sich von nun an in allen Reichsversammlungen und öffentlichen Handlungen dazu bekannten.

Mitlerweile nahm die Spannung zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen immer mehr überhand. Der schmalkaldische Bund verstärkte sich durch neuen Zuwachs an Genossen und durch Verbesserung seines Organismus. Aber in demselben Verhältnisse, in dem das Gefühl seiner Kraft zunahm, widerstrebte er muthiger den Verfügungen des Kaisers. So geschah es, daß seine Häupter im Jahre 1546. in die Acht erklärt wurden. Man griff auf beyden Seiten zu den Waffen. Alles stand im Anfange zum Vortheile des Bundes. Aber Mangel an Energie und Gemeinsinn zerstöhrten die schönen Hoffnungen. Die Stände des teutschen Südens, im Schrecken vor der andringenden Macht des Kaisers, und verlassen von den Heeren der Bundesobersten, unterwarfen sich dem zürnenden Monarchen. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen ward bey Mühlberg geschlagen, gefangen, und der Kur und seiner Länder verlustig erklärt. Philipp von Hessen ergab sich freywillig der Gnade des Siegers und ward als ein Gefangener nach Antwerpen abgeführt.

Ganz Teutschland lag dem Kaiser zu den Füßen. Es stand, wie es schien, in seiner Macht, die Religionsstreitigkeiten mit einem Male zu endigen. Er versammelte auf dem Tage zu Augsburg die Stände des Reichs um sich, (1547.) und hier ertheilte er den Protestanten das sogenannte Interim, eine Vorschrift, wie es in Hinsicht auf den Glauben und die Ceremonien gehalten werden sollte, bis durch die Kirchenversammlung alles Zwistige entschieden seyn würde. Es war in derselben zwar die Priesterehe und der Abendmalsgenuß unter beyderley Gestalten zugestanden; dagegen fand sich in allen ihren übrigen Bestimmungen und Anordnungen der Geist und der Buchstabe des Katholicismus so unverkennbar, daß die meisten Protestanten dieses Buch, ohne Verläugnung ihrer heiligsten Ueberzeugungen, nicht annehmen zu können glaubten, und in ihr den ersten Schritt zur gänzlichen Vertilgung ihres Glaubens und ihrer Kirche wahrnahmen.

Die sämmtlichen protestantischen Städte von Oberteutschland hatten schon im Anfange des Kriegs, als das Heer des Kaisers noch in Schwaben stand, durch ihre Gesandten die Gnade des Monarchen erfleht, dem schmalkaldischen Vereine entsagt, und größere und geringere Summen als

Sühneschilling bezahlt. Nur Konstanz blieb dem Bunde getreu, bis er durch die Gefangennehmung seiner Häupter gänzlich vernichtet war. Erst als der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg angekommen war, schickte die Stadt, nach zuvor erlangtem sichern Geleite, Abgeordnete dahin, um dem Sieger die Huldigung zu bringen, welche die Noth gebot. Eine so späte Unterwerfung konnte in den Augen des letztern von keinem Werth mehr seyn. Es wurde deshalb die Begnadigung an sehr harte Bedingungen geknüpft, und besonders auf der Annahme des Interims, mit allen seinen Modifikationen, bestanden. Die Gesandten machten die dringensten Vorstellungen; aber der beleidigte Stolz des Kaisers blieb unerbittlich. Da wandte sich der Magistrat selbst (13. July 1548.) in einem demüthigen Schreiben an den Monarchen. „In Sachen, ward darinn gesagt, die das Gewissen und das Heil der Seele betreffen, möchte „Se. Majestät keine Gewalt gegen sie gebrauchen. Sie sehen wohl, in wie großer Gefahr „sie schweben, und sie seyen äußerst geängstiget. „verweigerten sie dem Kaiser den Gehorsam, so „stehe ihnen bevor, Leib und Leben und alles zu „verlieren, gehorchten sie aber, so werden „sie in das Urtheil Gottes fallen, und

„seine Strafen auf sich laden. Kaiserliche „Majestät möchte also bey ihren elenden und „kummervollen Umständen nicht zu hart mit „ihnen verfahren, und bedenken, wie sie im „vorigen Zeiten dem Hause Oesterreich, oft „mit ihrem größten Schaden, immer getreulich „gedient, auch ferner zu allem bereit wäre, was „in ihren Kräften stehe. Obwohl ihre Einkünfte „sehr gering seyen, so wollten sie doch 8000 „Goldgulden und vier Stück Geschütz geben. „Dabey beten sie aber noch einmal, sie bey ihrer „nun schon 20 Jahre gehabten Religionsübung „zu lassen, bis auf ein rechtmäßiges Concilium, „und ihnen nichts Unmögliches zuzumuthen." Diese Vorstellung blieb lange unbeantwortet. Erst am 5. August gab der Bischof von Arras die Erklärung: „Weil der Kaiser sehe, daß den Con„stanzern um den Frieden nicht zu thun sey, „so werde er auf andere Mittel Bedacht nehmen."

Diese Mittel waren in dem Augenblicke, in dem diese Erklärung erfolgte, bereits angewendet worden. Man hatte nämlich an dem kaiserlichen Hofe beschlossen, sich der Stadt durch hinterlistige Gewalt zu bemächtigen, und dann an ihrer Bürgerschaft eine recht empfindliche Rache zu

nehmen. Zu diesem Ende waren in der Nacht vor dem besagten Tage 3000 Mann spanischen Fußvolks, unter den Befehlen des kaiserlichen Kriegsobersten Alfonsus Vives, in Ueberlingen aufgebrochen, um Constanz unversehens zu überfallen. Ein Theil des Heeres rückte durch den Wald vor, um die Stadt zu einer Stunde anzugreifen, wo der größte Theil der Innwohner in den Kirchen des Gottesdienstes pflegte, der andere Theil aber blieb in dem Walde zurück, um sich nach den Umständen zu bewegen. Drey bürgerliche Wächter hatten das Geräusch im Walde vernommen. Sie liefen hinzu, um zu sehen, was sich begebe. Aber sie wurden von den Spaniern ergriffen, und mit dem Tode bedroht, wenn sie den geringsten Lärmen machen würden. So rückte der Vortrab des Heers in tiefer Stille gegen die sorglose Stadt hervor. Mittlerweile hatte auch die Wache in der Vorstadt Petershausen, jenseits des Rheins, auf welche der erste Angriff gerichtet war, Verdacht geschöpft. Sie machte davon ihrem Befehlshaber die Anzeige. Dieser eilt zu dem Bürgermeister mit der Meldung, man wittere einen Ueberfall. Es ist früh 2 Uhr. Der Rath versammelt sich. Die Bürgerschaft wird zu den Waffen gerufen. Mit dem grauenden Tage zeigen sich die Vorposten der

Spanier. Zweyhundert Bürger besetzen die Zugänge der Vorstadt. Bald stürzt der Feind, der durch durch den beynahe trockenen Graben herbey geschlichen war, auf die Wachen los. Auch sein Hinterhalt stürmt aus den Walde heran, und erbricht mit Ungestüm ein Thor. Die Bürger leisten den tapfersten Widerstand. Sie feuern mit grobem Geschütze unter die Andringenden. Gleich im Anfange des Gefechts fällt Alfonsus Vives. Demungeachtet wird der Feind Meister der Vorstadt. Lange und hartnäckig streiten die Bürger auf der Rheinbrücke. Sie ziehen sich allmählig nach der Stadt zurück. Mit Heftigkeit bestürmen die Spanier das Thor. Das schwere Geschütz wirkt fürchterlich zerstöhrend von den Mauern und Thürmen unter sie. Viele werden getödtet, mehrere verwundet. Des vergeblichen Strebens müde, weichen sie wieder in die Vorstadt hinüber, und zünden die Brücke hinter sich an. Nach vielen begangenen Ausschweifungen brachten sie die Leichname ihrer Erschlagenen auf einen Haufen, und übergaben sie sammt der Vorstadt den Flammen. Von der Bürgerschaft waren 111 Mann geblieben; der Verlust der Spanier dagegen wurde auf 500 Mann geschätzt. Die Ausgezeichnetesten unter den erstern waren Jakob Mendlishöfer,

ein gelehrter Arzt, und der ansehnliche Patricier Dominicus Hochreitner.

So tapfer und mannhaft hatten die Constanzer für ihre Selbstständigkeit und für die Freyheit des Gewissens gegen die Macht des Kaisers gekämpft, vor der damals ganz Teutschland zitterte! Ein Zug von Todesverachtung, der den schönsten Thaten des Alterthums gleicht, darf auch hier nicht vergessen werden. Am heissesten war, wie wir bemerkt haben, der Kampf auf der Brücke, weil hier der Feind mit reissender Kraft gegen das Stadtthor andrang, dessen Fallgitter durch Verrätherey unbrauchbar gemacht worden war. Lange hatte hier unter den vordersten Bürgern ein Metzger gestritten, dessen Namen die Zeitbücher leider verschwiegen. Nachdem er mehrere Feinde getödtet und die Angriffe der andern oft zurück geschlagen hatte, stürzten endlich in demselben Augenblicke zwey Spanier auf ihn los, unterliefen sein Schwerdt, und suchten ihn zu Boden zu werfen. Bald sah er, daß er vergeblich der überlegenen Kraft widerstehe. Da umfaßte er die beyden Feinde, drang gegen den Rand der Brücke, und begrub sich sammt ihnen in den Fluthen des Rheins.

Der Kaiser gerieth in die äusserste Entrüstung, als ihm die Kunde von den Ereignissen gebracht wurde, die sich zu Constanz begeben hatten. Wie kränkend mußte es für seinen Stolz seyn, eine einzelne, vergleichungsweise unbedeutende Stadt gegen sich im Aufstande zu sehen, während so viele mächtige Fürsten in zahmer Unterwürfigkeit seinem Gebote harrten? Und wie leicht war es, bey der damaligen Erregbarkeit der Gemüther, daß ein solches Beyspiel andere Unterdrückte zur Nachahmung ermunterte? — Er sprach deßhalb die Acht über den Rath und die Bürgerschaft der treulosen Stadt aus, und beschloß an den Ungehorsamen die empfindlichste Rache.

Als die erste Freude über die so glücklich gelungene Rettung der geliebten Heimath vorüber war, fiengen die Constanzer an, die Folgen dieses blutiges Tages zu bedenken. Es war leicht zu berechnen, wie der Zorn des Kaisers ihnen vergelten werde; auch hatte man wohl einen Ueberfall abschlagen können, aber man hatte keine Mittel, um sich gegen einen regelmäßigen Angriff zu vertheidigen. Ueberdies beruhte alle Hoffnung der Stadt auf ihrer eigenen Kraft; wer hätte es wagen dürfen, ihr Hülfe gegen den Kaiser zu schicken? Es entstanden Mißhelligkeiten und Par-

theyungen. Die Bürger, deren Sinn noch immer auf der alten Lehre stand, erhuben ihre Stimme, und forderten, daß man durch Flehen und Unterwerfung größerm Unglücke vorbeugen müsse. Die Furchtsamen traten auf ihre Seite. Die Verständigen begriffen, daß mit so kleiner Macht nichts gethan sey. So wandte sich denn der Rath an etliche Fürsten, und besonders an die benachbarten Eidgenossen, mit dem Gesuche, daß sie den Handel bey kayserlicher Majestät vermitteln möchten. Die letztern versammelten sich zu Baden, und versprachen den Bedrängten ihre Verwendung, jedoch nur unter dem Vorbehalt, daß sie erst das bey ihnen sich befindliche schweizerische Volk beurlauben, den Bischof und das Domcapitel wieder einsetzen, und das Interim annehmen sollten. Die Bürgerschaft wurde über diese Vorschläge vernommen. Man beschloß in der Noth ihre Annahme. Die Gesandten der Eidgenossen erschienen vor dem Throne, und baten um Schonung für ihre Nachbarn. Aber kalt und trocken antwortete ihnen der Kaiser: „es nehme ihn Wunder, daß sie für Leute „bitten mögen, die von ihm in die Acht erklärt „worden.“ — „Der erste Punkt aller weitern Unterhandlung, ward hinzugesetzt, sey unbedingte Unterwerfung.“

Diese Erklärung vernichtete vollends die letzten Hoffnungen der Constanzer. Ambrosius Blaurer und acht Prediger, so wie mehrere von den evangelisch gesinnten Bürgern, an dem Siege ihrer Sache verzweifelnd, flohen aus der Stadt. Alles war mit der äußersten Bestürzung erfüllt. Zudem durfte man nicht säumen, eine Entschließung zu nehmen, da das kaiserliche Volk noch immer auf dem Lande umher lag, den Eingeschlossenen alle Zufuhr abschnitt, und sie täglich mit einem neuen Uiberfall bedrohte. Aber allen Parthien graute vor der unbedingten Unterwerfung. Denn wer bürgte dafür, daß der Kaiser in diesem Falle nicht alle Strafen an Schuldigen und Unschuldigen vollzog, welche die Gesetze denen zuerkannten, über welche das Urtheil der Acht ausgesprochen war? In dieser Noth glaubte man sich das Aeußerste erlauben zu dürfen, und selbst die Unabhängigkeit der Stadt hielt man für kein zu großes Opfer, wenn dadurch der gänzliche Untergang, und die Greuel der Plünderung und der Hinrichtung vermieden wurden. Man eröffnete Unterhandlungen mit dem damaligen römischen Könige, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, Bruder des Kaisers, und erbot ihm, daß sich die Stadt an das Erzhaus zu ergeben bereit sey, unter der Be-

dingung, daß er die Ungnade des Kaisers abwende. Es versteht sich, daß dieß Ansinnen mit vollkommener Zufriedenheit aufgenommen wurde. Nicolaus von Pollweiler erschien als österreichischer Bevollmächtigter in der Stadt, und versicherte sie des Schutzes des Königes und seines Herrn. Am 13. Oct. machte er den Einwohnern die Bedingungen bekannt, unter welchen der letztre bereit war, ihnen Verzeihung des Vergangenen zu bewirken. „Sie sollten den König und „seine Erben als ihre rechtmäßige Herren in Zu„kunft anerkennen, ihnen Treue und Gehorsam „leisten, nie von ihnen abfallen, und sich mit „sonst niemand in Bündnisse einlassen. Was der „König und seine Beamten der Religion halber „verordnen würden, dem sollte nachgelebt werden. „In Kriegen und andern öffentlichen Geschäften „sollten sie dem Könige und seinen Erben gewär„tig seyn, und alles Befohlne ausrichten, gleich „den übrigen Unterthanen.“ Diese Punkte wurden beschworen. Es verordnete dann der österreichische Bevollmächtigte, daß die Kasse der Stadt, ihr Geschütz und ihre Archive ausgeliefert werden sollten. Die Güter der Entflohenen wurden in Verzeichnisse gebracht, die anwesenden Einwohner aber entwaffnet. Die noch übrigen evangelischen Prediger mußten innerhalb acht Ta-

gen die Stadt verlassen; das Besuchen der Predigten in der Nachbarschaft ward streng verboten. Den Klosterfrauen ließ man die Wahl, entweder wieder in ihre Orden zu treten, oder auszuwandern. Der Reichsvogt Blaurer und die meisten übrigen Glieder des Raths ergriffen den Wanderstab, und ließen alles ihrige im Stiche. Den sämmtlichen Zünften wurde ein kaiserlicher Brief vorgelesen, des Innhalts, daß die über die Stadt Constanz ausgesprochene Reichsacht von nun an aufgehoben sey.

Am Samstage nach Pauli Bekehrungstage (26. Jan.) 1549. schwuren die Bürgermeister, der große und kleine Rath und die gemeine Bürgerschaft den förmlichen Huldigungseid in die Hände des Niclasen von Pollweiler ab, wobey sie sich verbindlich machten, „der römisch „königlichen Majestät, als regierenden Fürsten „und Herren des löblichen Hauses Oesterreich, „dero geliebten Söhnen und all derselben Erben „und Nachkommen, Fürsten von Oesterreich, itzt „und hinfüro in ewige Zeit getreu, gehorsam, „dienstlich und gewärtig zu seyn, Se. Majestät „und ihre Erben für ihre rechte natürliche Erb„herrn und Landesfürsten zu halten und zu er„kennen, und sich von denselben itzt und in künf-

„tiger Zeit keines Wegs abzuwerfen, — was der „König und derselben verordnete Gewalt und Be„fehlshaber zur Erhaltung der wahren, alten, „christlichen Religion. und andern guten Policey, „für Regiment, Ordnungen und Satzungen auf„richten und fürnehmen werden, darwider keines „Wegs zu handeln, noch fürzunehmen, — und „sich jederzeit als fromme, getreue und gehor„same Unterthanen der königlichen Majestät und „des löblichen Hauses Oesterreich zu halten und „zu erzeigen.“

So war denn die so lange treu und mannhaft behauptete Freyheit von Constanz erloschen und vernichtet, und die alte achtbare Reichsstadt in eine fürstliche Landstadt verwandelt. Zugleich wurde in Hinsicht auf die Religion wieder alles auf den alten Fuß gesetzt, überall der evangelische Sauerteig ausgefegt, Kirchen und Klöster ihren vorigen Besitzern eingeräumt, und jede Abweichung von dem kathol. Bekenntnisse mit den strengsten Strafen bedroht. Am 11. May 1551. nahm auch der Bischof, in Person, von seiner Kathedrale wieder Besitz, nachdem er einen prächtigen Einzug, mit 80 Pferden, in die Stadt gehalten. Er hatte von der letztern eine Schadloshaltung von einer Million Gulden gefordert, welche Summe

aber von dem Kaiser auf 20,000 Gulden herabgesetzt worden.

Unterdessen erregte das Schicksal der guten Stadt Constanz in ganz Teutschland das größte Aufsehen. Die Protestanten erhuben, zumal nachdem sich ihre Sachen durch die glücklichen Unternehmungen des Kurfürsten Moriz von Sachsen wieder gehoben hatten, ein lautes Klagegeschrey über diese gewaltthätige Mißhandlung ihrer Glaubensgenossen, und forderten trotzig, daß das Evangelium in einer Stadt wieder eingeführt werde, der es so unbefugt entrissen worden sey. Aber auch von den Religionsverhältnissen abgesehen, erschien diese von dem Kaiser einseitig verfügte Vertilgung eines Reichsstandes anmassend und höchst bedenklich, und besonders die Reichsstädte glaubten, daß nach einem solchem Vorgange keine aus ihrer Mitte ihrer Unabhänigkeit sicher sey. Es erfolgten deßhalb Klagen und Beschwerden von allen Seiten an dem kaiserlichen Hofe, und auf jedem folgenden Reichstage kam die Wiederherstellung von Constanz zur Sprache. Es war der gemeine Sinn der Stände, „diese Stadt aus ihrem Mittel niemals abreissen „zu lassen." Besonders verwandte sich der schwäbische Kreis mit Eifer für die Wiederherstellung dieses seines Mitstandes, und forderte wiederholt,

„es sollte die Stadt für sich frey verbleiben, bey „ihrem altem, des Reichs und der schwäbischen „Stände Herkommen geschützt, und die Sachen „dahin geordnet werden, daß der Magistrat zu „Constanz fürhin, für sich in seinem und der „Stadt Namen, seine Gesandte, wie bis dahin „beobachtet worden, auf die ausgeschriebenen „Kreistäge auswählen und abschicken sollte.“ Worauf der König Ferdinand (22. Apr. 557.) entgegnete: „Die Stadt Constanz habe in ihren bedränglichen Umständen seinen Schutz und Beystand angesucht, und sich freywillig an ihn und an sein Haus ergeben. Er werde auch jederzeit bereit seyn, die Rechte dieser Stadt zu schützen, und sie auf den Reichstagen zu vertreten, so daß das Reich niemals Ursache haben sollte sich zu beschweren, als wenn durch den Verlust dieser Stadt dasselbe an seinem Ansehen etwas verlohren hätte. Noch werde er nicht gestatten, daß von den Beyträgen, welche die Stadt dem Reiche zu entrichten habe, dasselbe im mindesten benachtheiligt werden soll. Bey allen Vorfallenheiten werde er den Reichsbeytrag für Constanz entrichten.“ Man säumte nicht, die Unzulässigkeit dieser Gründe und Zusagen darzuthun. Aber was in den Händeln der Schwächern mit den Gewaltigen so oft der Fall ist, geschah auch

hier, daß nämlich die Macht den Sieg davon trug über das Recht.

Drittehalb hundert Jahre blieb das Haus Oesterreich im Besitze dieser schönen Erwerbung. Da begann in unsern Tagen die Stürme im Westen, und drohten allem Bestehenden, ohne Rücksicht auf Recht und Würde, den Untergang. Große Unglücksfälle trafen die Heere Oesterreichs. Nach denselben schien es nicht mehr behaupten zu können, was es früher in Schwaben erworben hatte. Doch ließen ihm die Verträge von Campo Formido und Lüneville den Besitz von Constanz noch immer ungestöhrt, ob man gleich den Grundsatz, aus dem die Abtretung des linken Rheinufers hervor gieng, so leicht auch auf sie anwenden konnte, zumal da sie sich sehr schicklich zu einer Entschädigung für die Schweitz eignete. Die Constanzer segneten diesen Gang des Schicksals. Denn sie waren ihrem Regentenhause mit herzlicher Treue ergeben, und erkannten und schätzten die Milde, die in der österreichischen Administrationsweise den hervorstechendsten Zug bildet. Diese Gesinnung erprobten sie besonders während des für ihre Stadt äußerst verderblichen Feldzugs von 1799. Der General Oudinot hatte nämlich in Verbindung mit dem helvetischen Generale Keller wiederholte Versuche

gemacht, um die Bürgerschaft zu bewegen, daß sie die Einverleibung ihrer Stadt in die schweizerische Republik verlangen sollte. Man unterstützte die Aufforderung mit Versprechungen und Drohungen, und erneuerte sie immer ernstlicher. Aber die Constanzer erklärten ihre patriotische Gesinnung fest und bestimmt, indem sie an Oudinot schrieben: „Seit Jahrhunderten ist unsre Stadt der österreichischen Gerichtsbarkeit zugethan. Die Regierung ist gegen uns gelinde. Wir zahlen der Abgaben wenige, genießen hingegen der bürgerlichen Freyheiten so viele, als man sonst schwerlich in einer Monarchie genießen wird. Die siegreichen französischen Waffen haben unsern dem Hause Oesterreich geleisteten Eid der Treue nicht aufgelößt; sie haben nur die Wirkung desselben suspendirt. Unsre gegenwärtige Lage, und die Unmacht, in der wir uns befinden, legen uns die Verbindlichkeit auf, uns jeder Gewalt zu unterwerfen. Aber die gleichen Ursachen, so wie die Grundsätze der Rechtschaffenheit, gebieten uns auch, jene Bande nicht eigenmächtig zu zerbrechen, welche uns mittelst des Eides der Treue an das Haus Oesterreich knüpfen. *)

---

*) S. meine Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben, während der beyden Feldzüge 1799. und 1800. S. 111. ff.

Aber der unglückliche Friede von Preßburg hat diese Bande gebrochen! Doch ist das Loos der Stadt Constanz aufs Liebliche gefallen, indem sie der weisen und humanen Regierung des Kurfürsten von Baden überlassen ward, dessen Bevollmächtigte sie am 12. Jan. 806. in Besitz nahmen.

Inhalt.



Inhalt.

Inhalt.

Seite